

# Familie und Gesellschaft unter dem Einfluß des Industriekapitalismus

Von

Ferdinand Oeter-Köln

**Inhaltsverzeichnis:** Zur Thematik S. 1 — Die prästabilisierte Harmonie und die Familie S. 2 — Das „ganze Haus“ S. 3 — Der Markt und der Wettbewerb S. 5 — Familie und Wettbewerbsordnung S. 6 — Sozialversicherung und Familie S. 8 — Idealtypische Gegensätze einer historischen Entwicklung S. 9 — Die Ambivalenz der Freiheit und das Problem der sozialen Sicherheit S. 13 — Die wirtschaftliche Bedeutung der Familie S. 14 — Statistische Daten zum Problem des Generationenwechsels S. 16 — Die Auswirkungen der differenzierten Geburtenbeschränkung S. 18 — Die erhöhten Ausbildungsansprüche der technischen Zivilisation S. 20 — Die Bedürfnisbefriedigung der neuzeitlichen Familie S. 22 — Industriegesellschaft, Familie und Eigentum S. 23 — Der zyklische Charakter der Wohlstandssituation S. 30 — Das Problem der sozialen Gerechtigkeit in der Industriegesellschaft S. 32

## Zur Thematik

Seit dem Verfall der antiken Familie und ihrem Wiedererstehen in Form der christlichen Familie, das auf das engste mit dem Niedergang der antiken Kultur verknüpft ist<sup>1</sup>, sind Ansehen und äußere Geltung der Familie noch nie so bedroht gewesen, wie in den letzten hundert Jahren vor dem Ende des zweiten Weltkrieges. Daß diese Gefährdung der Familie mit den durch den Industriekapitalismus hervorgerufenen äußeren und inneren Veränderungen der Sozialstruktur zusammenhängt<sup>2</sup>, ist heute ebensowenig zu bestreiten wie, daß die spezifische Struktur der abendländischen Familie ihrerseits der Struktur des Industriekapitalismus wesentliche Züge aufgeprägt hat<sup>3</sup>. Über

<sup>1</sup> Max Weber, Die sozialen Gründe des Untergangs der antiken Kultur, in: Max Weber, Soziologie, Weltgeschichtliche Analysen, Politik, Stuttgart 1956, S. 1 ff.

<sup>2</sup> Helmut Schelsky, Wandlungen der Familie in der Gegenwart, 2. Aufl., Stuttgart 1954.

<sup>3</sup> Werner Sombart, Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert, 7. Aufl., Berlin 1927. — Werner Sombart, Grundformen des menschlichen Zusammenlebens, in: Vierkants Handwörterbuch der Soziologie, Stuttgart 1931, S. 223 ff. — Friedrich August v. d. Heydte, Formen der Gesamtgliederung und Ordnung der Gesellschaft, in: Handbuch der Soziologie, herausg. v. Werner Ziegen-

Stärke und Form dieser gegenseitigen Beeinflussung von Familie und Industriekapitalismus bestehen aber noch manche Unklarheiten. Die folgende Untersuchung beschränkt sich im wesentlichen auf Wirkungen, die der Industriekapitalismus im Hinblick auf die Familie ausgeübt hat und noch weiter ausübt, soweit sie für die Stellung der Familie in der modernen Gesellschaft konstitutiv geworden sind.

### Die prästabilisierte Harmonie und die Familie

Mit anderen großen Entdeckungen und kulturhistorischen Errungenschaften hat die Wirtschaftsform des Industriekapitalismus gemeinsam, daß an ihrer Wiege ein wissenschaftlicher Irrtum stand, dessen Auswirkungen bis heute noch nicht vollständig überwunden sind: Die Lehre von der automatischen Regulierung aller Störungen durch Preis- und Marktmechanismus, von der *invisible hand*, die ohne Zutun menschlicher Instanzen und Gewalten den wirtschaftlichen Egoismus der Einzelperson dem größtmöglichen Nutzen der Gesamtheit ein- und unterordne, kurzum, das Vertrauen auf das Vorhandensein einer prästabilisierten Harmonie<sup>4</sup>. Diese Vorstellungen erklären sich daraus, daß Adam Smith selbst noch fest in einer sozialen Welt wurzelte<sup>5</sup>, deren Grundlagen durch das neue System in kurzer Zeit erschüttert werden sollten.

Es kann daher nicht überraschen, daß schon bei den jüngeren Klassikern, so bei David Ricardo und vor allem bei Thomas Robert Malthus an die Stelle des Smith'schen Optimismus eine deutlich pessimistische Grundhaltung tritt, die in den wissenschaftlichen Lehransschauungen und in der von ihnen beeinflussten öffentlichen Meinung erst später wieder einem vagen Fortschrittsglauben wich.

Indessen vermochte sich auch dieser Fortschrittsglaube des 19. Jahrhunderts keineswegs auf wirtschaftswissenschaftliche Erkenntnisse und Einsichten zu stützen. Vielmehr beruhte er im wesentlichen auf Theorien, Hypothesen und Vorstellungen allgemeiner Art, wie auf der inzwischen längst wieder durch die ethnologische und soziologische Wissenschaft widerlegten Bachofen-Morgan'schen Lehre von den Entwicklungsstufen menschlicher Gesellungsformen sowie auf Forschungs-

---

fuß, Stuttgart 1956, S. 832 ff. — Carl Jantke, Vorindustrielle Gesellschaft und Staat, in: Soziologie, herausg. v. Arnold Gehlen und Helmut Schelsky, Düsseldorf/Köln 1956, S. 99 ff. — Otto Bruner, Neue Wege der Sozialgeschichte, Vorträge und Aufsätze, Göttingen 1956.

<sup>4</sup> Adam Smith, Theorie der ethischen Gefühle, Ausgabe Civitas Gentium, Frankfurt a. M. 1949, S. 230 f.

<sup>5</sup> Desgl. S. 44, 143, 165 u. v. a. Vgl. auch Max Weber, Asketischer Protestantismus und kapitalistischer Geist. Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, I. Bd., S. 163—206, hier zit. nach Max Weber a.a.O., S. 357 ff.

ergebnissen Darwins, Spencers, Comtes u. a., die neben Weizen noch sehr viel Spreu enthielten<sup>6</sup>.

Demgegenüber waren die Grundlagen, von denen Adam Smith unbewußt ausging, deren Verlust er deshalb auch gar nicht voraussehen konnte, durchaus realer Natur. Es war der wirtschaftliche Zusammenhalt der Familie<sup>7</sup>, der in der Idee und Praxis vom „ganzen Haus“<sup>8</sup> damals noch nicht bedroht erschien. In moderne Sprachweise übersetzt ist dieses „ganze Haus“ die alte Mehrgenerationenfamilie, die bis weit in das 19. Jahrhundert den festen und unverrückbaren Unterbau des gesamten gesellschaftlichen Daseins bildete. Wie sehr Adam Smith mit ihm verwachsen war, spricht sich u. a. sehr deutlich in seiner Überzeugung aus, daß in Handel und Manufaktur erworbener Reichtum nur Bestand haben könne, wenn er wenigstens zum Teil in Grund und Boden angelegt werde<sup>9</sup>. Ebenso erklärt sich auch nur von hier aus Smith' Erwartung, daß als Folge der Kapitalvermehrung künftig nicht mehr, wie bis dahin zwei Gesellen einem Meister um Arbeit nachlaufen, sondern vielmehr zwei Meister einem Gesellen Arbeit anbieten würden<sup>10</sup>.

### Das „ganze Haus“

Alle Erkenntnis der Kulturwirklichkeit ist eine solche unter spezifisch besonderen Gesichtspunkten. Sie setzt die Unterscheidung von Wichtigem und Unwichtigem voraus und muß die Vorgänge der Wirklichkeit mit universellen Kulturwerten in Beziehung setzen<sup>11</sup>. Bei der kulturellen Bedeutung der Familie muß es daher verwundern, wie wenig Beachtung ihre ökonomischen Verflechtungen mit dem Gefüge der Gesamtgesellschaft bisher gefunden haben, denn die Familie ist, wie die neuesten wissenschaftlichen Untersuchungsergebnisse immer eindeutiger beweisen, nicht Ergebnis, sondern Voraussetzung menschlicher Kultur<sup>12</sup>. Demgegenüber ist die jeweilige Wirtschaftsform immer nur ein besonderer Ausdruck, bestenfalls ein unentbehrliches Vehikel jeweiliger Kulturformen und Kulturgehalte. Von dieser gene-

<sup>6</sup> I. I. B a c h o f e n, Mutterrecht, eine Untersuchung über die Gynaiokratie 1861; Auguste C o m t e, Cours de philosophie positive 1830—1842, Système de philosophie positive 1851—1854; Charles D a r v i n, The Origin of Species, 1859, The Origin of Man 1841; Herbert S p e n c e r, Principles of sociology 1883.

<sup>7</sup> Adam S m i t h, a.a.O., S. 272 ff.

<sup>8</sup> Otto B r u n n e r, a.a.O., S. 33 ff.

<sup>9</sup> Adam S m i t h, Der Reichtum der Nationen, herausg. v. H. Schmidt, Leipzig 1924, S. 428.

<sup>10</sup> Desgl.

<sup>11</sup> Max W e b e r, Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher Erkenntnis, a.a.O., S. 186 ff.

<sup>12</sup> Friedrich August v. d. H e y d t e, a.a.O., S. 825.

rellen Regel macht auch die moderne technische Kultur keine Ausnahme. Es gibt keine Kulturerscheinung, die nicht irgendwie mit der Familie zusammenhängt oder auf sie zurückwirkt, sei es nun in positiver oder negativer Beziehung, und das gilt ganz besonders für alle ökonomischen und ökonomisch relevanten Prozesse.

Daß der fundamentale Rangunterschied zwischen Familie und Wirtschaft über eineinhalb Jahrhunderte unbeachtet bleiben konnte, hat historische und soziologische Ursachen, von denen hier nur zwei erwähnt werden sollen: Auf der einen Seite der grundsätzlich konservative Charakter der Familie<sup>13</sup>, der ihr nur mit starker Verzögerung den veränderten Lebensbedingungen der Gesellschaft zu folgen erlaubt, und zum anderen ein einmaliger Wandel der Sprachgewohnheit, der aber weitgehende Folgen gehabt hat. Das Wort Familie ist nämlich erst im 18. Jahrhundert in die Umgangssprache eingedrungen<sup>14</sup> und hat dabei jene eigentümliche Gefühlsbetontheit erlangt, die wir mit ihm verbinden. Offenbar hängt das mit der Herauslösung der engeren städtischen Kleinfamilie aus der Gesamtheit des „ganzen Hauses“ zusammen<sup>15</sup>. Dadurch wurde diese bis dahin geltende größere und umfassende Gemeinschaftsform, in der das Ehepaar mit noch nicht erwachsenen Kindern nur eine Art Kerngruppe gebildet hatte, in sich aufgespalten. Mit dieser Aufspaltung in Betrieb und Haushalt tritt nunmehr der „Rationalität“ des Betriebes die „Sentimentalität“ der Familie gegenüber. Hierbei sind geistesgeschichtliche Zusammenhänge im Spiele, die in der Folgezeit eminente Bedeutung erlangt haben. „Rationale“ und „irrationale“ Strömungen stehen seitdem in einer bisher unbekanntem Weise gegeneinander, während bis dahin Ratio und Gefühl in immer wiederkehrenden, sicher oft schmerzhaften Spannungen miteinander ausgeglichen werden mußten; denn die soziale Form des „ganzen Hauses“ oder einfach des „Hauses“, in der Erzeugung, Versorgung und Verbrauch in einem vereinigt waren, erzwang einen solchen ständigen Ausgleich<sup>16</sup>, weil es seiner zur Erhaltung von Existenz und Funktionsfähigkeit bedurfte.

Die vorindustrielle Wirtschaftsform, die sich bereits im Neolithikum voll ausgebildet hatte, war vor allem im Bauerntum fest verwurzelt. Sie bildete bis ins 19. Jahrhundert das Fundament der europäischen Sozialstruktur. In all diesen Jahrtausenden wurde sie vom Strukturwandel der politischen Form der Oberschichten in ihrer Substanz kaum verändert<sup>17</sup>. Unangefochten beherrschte sie in der Ein-

<sup>13</sup> Helmut Schelsky, a.a.O.

<sup>14</sup> Otto Brunner, a.a.O., S. 42.

<sup>15</sup> Desgl. S. 42.

<sup>16</sup> Desgl. S. 42.

<sup>17</sup> Desgl. S. 38 f.



heit des Hauses alle kulturellen Leistungen und alle Lebensäußerungen. Daran vermochte selbst die in der Vergangenheit zeitweilig hoch entwickelte Geldwirtschaft und der Ausbau von Nah- und Fernhandelsverbindungen nichts Entscheidendes zu ändern. Selbst in den zu hoher technischer Kultur und teilweise beträchtlicher Arbeitsteilung gelangten Städten konnte immer nur ein verschwindend kleiner Teil der Beteiligten eine Trennung von Haushalt und Betrieb.

In noch engerem Sinne als die vorindustrielle Stadt beruhte die Adelswelt auf einer bäuerlichen Grundlage mit ihrem „Oikos“<sup>18</sup>. Die Ökonomik als Lehre vom „Oikos“ umfaßte die Gesamtheit der menschlichen Beziehungen, die Tätigkeit im Hause, das Verhalten von Mann und Frau, Eltern und Kindern, Hausherrn und Gesinde<sup>19</sup>. Damit war auch bereits die Einstellung zum Handel vorgezeichnet<sup>20</sup>. Er wurde als notwendig und erlaubt betrachtet, soweit er der Ergänzung der Autarkie des Hauses diene. Er galt in der Regel als verwerflich, sobald er zum Selbstzweck wurde, d. h. auf Gelderwerb an sich zielte. Ausnahmen, wie sie die Geschichte der Hanse und vor allem die mittelalterlich flandrische Tuchindustrie und der hiermit zusammenhängende Handel darstellen, vermögen immer nur diese Grundregel zu bestätigen. Das gleiche gilt für die großen Manufakturen der oberitalienischen und oberdeutschen Städte und die auf ihnen aufbauenden Fernhandelsorganisationen.

### Der Markt und der Wettbewerb

Der eigentliche Umschwung, der die bis dahin unter der Bezeichnung „Chrematistik“ als moralisch verwerflich angesehene reine Erwerbsgesinnung zur Herrschaft brachte und sie den vorher ganz bestimmten Begriff der „Ökonomik“ usurpieren ließ, vollzog sich in England in der ersten, überall sonst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts<sup>21</sup>. Bis zu dieser Zeit waren „alle wirtschaftlichen Vornahmen um die lebendige Persönlichkeit des bedürftigen und handelnden Menschen“<sup>22</sup> gruppiert; seitdem hat sich „die Wirtschaft“ auf das abstrakte Prinzip des Marktes ausgerichtet.

Nachdem bereits Max Weber darauf hingewiesen hat, daß in den Vereinigten Staaten das seines religiös-ethischen Sinnes entkleidete Erwerbstreben dazu neige, sich mit rein agonalen Leidenschaften zu assoziieren, die ihm nicht selten geradezu den Charakter des Sports

<sup>18</sup> Desgl. S. 49.

<sup>19</sup> Desgl. S. 35.

<sup>20</sup> Desgl. S. 36.

<sup>21</sup> Desgl. S. 51.

<sup>22</sup> Werner S o m b a r t, Die deutsche Volkswirtschaft, S. 44 ff.

aufprägen<sup>23</sup>, hat man neuerdings sogar dem Marktgeschehen und der ganzen neuen Wirtschaftsweise den Charakter eines Spieles zuschreiben wollen. Man ging dabei davon aus, daß die Interessen dieser Welt, die ihrer Art nach zu verschieden sind, um auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden zu können, nur durch Wettbewerb im Gleichgewicht gehalten und der Gesamtheit am besten dienstbar gemacht werden können<sup>24</sup>. Dabei konnte überzeugend begründet werden, daß, wenn sich Angebot und Nachfrage auf dem Markt in absoluter Autonomie, d. h. unbehindert von politischer Einflußnahme „wie die schwarzen und weißen Figuren auf dem Schachbrett“ gegenüber treten, ein Gütermaximum erzielt werden kann, das sonst unter keinen Umständen erreichbar erscheint<sup>25</sup>. Demgegenüber ist bisher weder theoretisch noch praktisch der Beweis dafür erbracht worden, daß das „als letzter Instanz auf dem Individuum als Mittelpunkt des hedonistischen Kalküls und als Instanz der wirtschaftlichen Wahlhandlungen beruhende liberale Wirtschaftsdenken“<sup>26</sup> und der daraus resultierende Wirtschaftsprozess zu einer Befriedigung aller berechtigten, ja nicht einmal aller lebensnotwendigen Bedarfwünsche zu führen vermag. Man muß vielmehr Huizinga Recht geben, auf dessen bahnbrechende Arbeiten offenbar auch das Spielmodell der Wirtschaft zurückgeht<sup>27</sup>, wenn er feststellt: „Ein bis zur äußersten Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit ausgestatteter Produktionsapparat bringt täglich Erzeugnisse hervor und Wirkungen zustande, die niemand wünscht, die niemand brauchen kann, die jedermann fürchtet, die viele verachten als unwürdig, unsinnig, unverwendbar.“ „Faßt man den wirtschaftlichen und politischen Störungsprozeß zusammen ins Auge, dann kommt es darauf hinaus, daß seit gut einem Jahrhundert die Beherrschung der Mittel einen Grad der Vollkommenheit erreicht hat, bei welchem die gesellschaftlichen Kräfte alle einzeln für sich wirken mit einem Übermaß an Effekt, das für die Harmonie des Gesamtorganismus schädlich ist“<sup>28</sup>.

### Familie und Wettbewerbsordnung

Wenn man davon ausgeht, daß die liberale Wirtschaftslehre „auf einer agonalen, wettspielmäßigen Auffassung des Wirtschaftslebens“<sup>29</sup> beruhe, so muß man aber auch fragen: Wie steht es mit den Startbedin-

<sup>23</sup> Max Weber, Asketischer Protestantismus und kapitalistischer Geist, a.a.O., S. 379 f.

<sup>24</sup> Daniel V ille y, Die Marktwirtschaft im katholischen Denken, ORDO-Jahrbuch, Düsseldorf/München 1955, S. 62.

<sup>25</sup> Desgl. S. 34 f., S. 41 f.

<sup>26</sup> Desgl. S. 57.

<sup>27</sup> J. Huizinga, Homo ludens. Amsterdam 1939.

<sup>28</sup> J. Huizinga, Im Schatten von morgen, Deutsch von Werner Kaegi, Bern und Leipzig, 1936, S. 40 und 43.

gungen in diesem Spiel? Werden nicht seine Ergebnisse von vornherein durch die Ungleichmäßigkeiten in der Verteilung des Besitzes an Produktionsmitteln verfälscht? Seit über einem Jahrhundert stehen diese Fragen im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen zwischen Kapital und Arbeit. Aber der Streit zwischen Kapitalbesitzenden, die warten können, und Arbeitern, die nichts als ihre Arbeitskraft besitzen, die also um der Erhaltung der nackten Existenz willen arbeiten müssen und die daher nicht warten können, hat allzu lange den Blick verdunkelt und eingeengt. Dadurch wurde verhindert, daß ein zweiter, nicht minder wichtiger Unterschied erkannt wurde: Der Unterschied zwischen Marktaktiven, die über irgendwelche auf dem Markt gefragte Güter oder Leistungen verfügen und dafür andere Güter oder Gegenleistungen eintauschen können, und den Marktpassiven, bei denen das nicht der Fall ist<sup>30</sup>.

Seitdem durch den gewerkschaftlichen Zusammenschluß der nicht-besitzenden Arbeitnehmer ein Gegengewicht gegen die Macht des Kapitals geschaffen und durch aktive Konjunkturpolitik das Damoklesschwert der Wirtschaftskrise und der Arbeitslosigkeit entschärft worden ist, liegt im Gegensatz von marktaktiv und marktpassiv das eigentliche soziale Stigma begründet: Die Gruppe der Marktpassiven, die nicht in der Lage sind, Arbeitskraft und Waren auf dem Markte anzubieten, sind der Gruppe der Marktaktiven auf Gnade und Ungnade ausgeliefert<sup>31</sup>. Daß die Marktpassiven nicht in einem unerbittlichen Ausleseprozeß dem Hungertode verfallen, verdanken sie nicht dem Markt, sondern dem Vorhandensein von Haushalten, in denen ihre Bedürfnisbefriedigung durch Konsumverzicht marktaktiver Personen ermöglicht wird<sup>32</sup>. Diese Haushalte waren noch bis Ende des 19. Jahrhunderts vorwiegend Familienhaushalte.

Das Wesen der Haushaltswirtschaft liegt darin, daß sie nicht marktwirtschaftlich orientiert, „nicht kommerzialisiert“ ist. Ihre Funktionsfähigkeit steht und fällt mit der Frage, ob es möglich ist, den Druck, d. h. die Ansprüche der Marktpassiven durch einen entsprechenden Gegendruck, d. h. Konsumverzichte der Marktaktiven abzufangen. So erklärt es sich, daß die Familie auf die Dauer dem von der Gegenwart marktpassiver Mitglieder ausgehenden Druck um so weniger gewachsen war, je stärker die Zahl der marktaktiven Mitglieder schrumpfte und je weniger sie selbst noch über fundierte Einkommensquellen, d. h. unabhängig von der Verwertung der Arbeitskraft flie-

<sup>29</sup> Daniel V il l e y, a.a.O., S. 62.

<sup>30</sup> Oswald v o n N e l l - B r e u n i n g, S. J., Kommerzialiserte Gesellschaft, Stimmen der Zeit, April 1956 — Heft 7, Band 158, S. 32 ff.

<sup>31</sup> Desgl. S. 43.

<sup>32</sup> Desgl. S. 36.

ßendes Haushaltseinkommen verfügte. Ihre Lage verschlechterte sich mit zunehmender Ausdehnung des Marktes immer mehr, bis offensichtlich wurde, daß Hilfe und Rettung nur von außen kommen konnten. Das war die Geburtsstunde der deutschen Sozialversicherung und mit ihr der Idee der sozialen Sicherheit.

### Sozialversicherung und Familie

Die deutsche Sozialversicherung hat sich in den ersten, ihrer Entstehung folgenden Jahrzehnten nahezu ausschließlich an den Bedürfnissen des notleidend gewordenen Individuums orientiert und hat dabei lediglich den Kreis derer, die nicht aus eigener Kraft oder mit Hilfe einer weiteren Familiengemeinschaft „den Wechselfällen des Lebens“ überlassen bleiben sollten, immer weiter gesteckt<sup>33</sup>. Gleichzeitig hat sie sich aber auch immer mehr gezwungen gesehen, auf subsidiäre Hilfeleistungen der Familie für das notleidende Individuum zu verzichten. Die ursprünglich nur als Zubeße gedachten Renten und anderen Leistungen mußten schrittweise soweit aufgestockt werden, daß sie mehr oder weniger zur Bestreitung der gesamten Lebenshaltung ausreichen.

Weiterhin hat die deutsche Sozialversicherung anfangs nur diejenigen der Marktpassiven zu erfassen versucht, die nach einer Zeit der Marktaktivität sekundär marktpassiv werden. Ihnen sollte Gelegenheit gegeben werden, bestimmte soziale Rechte und Anwartschaften für den Fall eines Arbeitskraftverlustes zu erwerben. Die Gruppe derjenigen, die marktpassiv sind, ohne vorher marktaktiv gewesen zu sein, wurde zunächst ebenso wie die späterhin so bedeutungsvolle, aber immer stark wechselnde Gruppe der Opfer sozialer Katastrophen außer Betracht gelassen. Neben der kleinen Gruppe der chronisch Siechen handelt es sich bei dieser Gruppe von Marktpassiven um die noch nicht ins Erwerbsleben eingegliederte nachwachsende Generation, d. h. um die Kinder und die in der Berufsausbildung stehenden Jugendlichen. Nach dem Ergebnis einer englischen Repräsentativ-Untersuchung entfallen von den nichtverdienenden Kindern unter 18 Jahren nahezu die Hälfte (44 v. H.) auf die zwei untersten von insgesamt zehn Wohlhabenheitsstufen. Auf die drei unteren Wohlhabenheitsstufen treffen bereits drei Viertel aller Kinder, dagegen nur die Hälfte aller Haushaltungen. Das ist, wie bemerkt wird, darauf zurückzuführen,

---

<sup>33</sup> Reinhold Me l a s , Die kulturelle und bevölkerungspolitische Bedeutung der Sozialversicherung, *Compte rendu des journées internationales d'études sur les prestations familiales*, Institut national de la prévoyance social, Rom 1953, S. 199 bis 223.



„daß Kinder die Bedürfnisse einer Familie vergrößern, ohne daß sich das Einkommen entsprechend erhöht“<sup>34</sup>.

Im Laufe der weiteren Entwicklung haben die verschiedenen Systeme der Sozialversicherung bzw. der sozialen Sicherheit auch dieser Tatsache, wenn auch häufig nur unter Zögern und in sehr wechselndem Umfang, Rechnung tragen müssen. Auf Einzelheiten der Entwicklung und der jeweiligen Hilfsmaßnahmen soll im Laufe dieser Untersuchung nicht näher eingegangen werden. Dagegen soll ausführlich die Frage untersucht werden, ob es historische Schuld war, daß die kapitalistische Wirtschaftsweise zur kapitalistischen Klassengesellschaft führte<sup>35</sup>. Dazu genügt es nicht, auf die bekannten Vorgänge hinzuweisen, die zu Beginn der Industrialisierung durch die Ablösung der Grundrechte ein großes bäuerliches Proletariat erzeugten und seine Abwanderung in die Städte erzwangen. Vielmehr muß auch hierfür der Wandel der Familienverfassung insgesamt berücksichtigt und in seinen Einzelheiten genau analysiert werden.

### **Idealtypische Gegensätze einer historischen Entwicklung**

Um die außerordentliche Vielfalt der Erscheinungen auf komprimiertem Raume deutlich zu machen, sei es gestattet, hier zwei Idealtypen zu konstruieren. Für sie gilt nach Max Weber, daß diese Form in ihrer „begrifflichen Reinheit nirgendwo vorfindbar“ ist und nur „durch einseitige Steigerung eines oder einiger Gesichtspunkte oder durch Zusammenschluß einer Fülle vorhandener Einzelercheinungen zu einem in sich einheitlichen Gedankengebilde gewonnen werden kann“<sup>36</sup>. Bei aller gebotenen Reserve gegenüber Vereinfachungen ergibt sich dann für jenes mittel- und nordwesteuropäische Gebiet, in dem sich der Industriekapitalismus entwickelt hat, folgender

#### **Idealtypus der vorindustriellen Familienwirtschaft**

Mehrere Generationen unter einem Dach und an einem Tisch. Zahlreiche Unverheiratete mittlerer und höherer Altersgruppen. Patriarchalische Familienverfassung, d. h. weitgehend alleinige Verfügungsberechtigung des Hausvaters, von der höchstens eine gewisse „Schlüsselgewalt“ der „Hausmutter“ abgegrenzt ist. Eheschließung in der Regel an den Erwerb einer „Stelle“, „Nahrung“ oder eines „Hauses“ geknüpft, Heiratsalter also weitgehend von der Hof-(Haus)-

<sup>34</sup> Helga Schmucker, Studie zur Frage des Familieneinkommens, Allgemeines Statistisches Archiv, 38. Band, 1. Heft, 1954, S. 45 f.

<sup>35</sup> Oswald von Nell-Breuning, S. J., a.a.O., S. 42.

<sup>36</sup> Max Weber, Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher Erkenntnis, a.a.O., S. 234.

Übergabe oder dem — mehr oder minder seltenen — Erwerb einer Neustelle abhängig.

Dieses idealtypische Grundschema ist einerseits so abstrakt und allgemein, daß es kaum mit irgendeinem „historischen Individuum“<sup>37</sup> vorindustrieller Familienwirtschaft in Widerspruch gerät, andererseits aber auch wiederum so konkret, daß es alle wesentlichen Grundelemente derselben in nuce enthält. Es läßt sich jedenfalls beliebig mit dem jeweiligen Inhalt der einzelnen historischen Familienformen füllen und ergänzen und ist auch ohnedies bereits Realität, „Fleisch und Blut“. Für weitaus die meisten aller Formen historischer vorindustrieller Familienwirtschaften gilt außerdem noch folgende Kombination von Einzeldaten:

- a) relativ späte Verehelichung (hohes Heiratsalter),
- b) relativ niedrige Heiratshäufigkeit (hoher Anteil an Unverheirateten),
- c) hohe eheliche Fruchtbarkeit (also viele Kinder),
- d) hohe Sterblichkeit, vor allem im Säuglings- und Kindesalter.

Das Gleichgewicht zwischen Nahrungsspielraum und Bevölkerungszahl bildete sich in diesem System durch die Koppelung der Heiratsgenehmigung an den Erwerb der „Stelle“. Die Zahl der „Stellen“ wurde in der Regel nur vermehrt, wenn sich auch der Nahrungsspielraum vergrößern ließ. (Prägnante Beispiele hierfür sind die mittelalterliche Waldrodungs- und die ostdeutsche Siedlungsepoche). Außer-eheliche Kinder waren ohne sozialen Status, also vor allem nicht erberechtigt; uneheliche Mütter traf vielfach die ganze Härte ihres Schicksals. Die von Frau zu Frau differierende Fruchtbarkeit und die unberechenbare Kinder- und Jugendlichensterblichkeit fingen sich an der Pufferwirkung der aus verschiedenen Altersstufen gemischten Großfamilie und wurden wenigstens teilweise durch Variationen des Heiratsalters kompensiert. Kinder waren nur in Ausnahmefällen wirtschaftliche Last. Im Regelfalle waren sie von früher Jugend an eine echte wirtschaftliche Hilfe. Sie blieben das während des ganzen Lebens, jedenfalls solange sie arbeitsfähig waren, und zwar gleichgültig, ob sie heirateten und selbst wieder Kinder hatten oder ob sie unverheiratet blieben. Wer beispielsweise wegen zu geringer Größe und Ergiebigkeit der elterlichen „Stelle“ aus der Elternfamilie ausscheiden mußte, fand in der Regel nichts anderes als eine Dienstbotenstelle in einem anderen „Haus“, in das er hinüberwechseln konnte, wenn er nicht den Eintritt ins Kloster vorzog oder in die anonyme Masse des „fahrenden Volkes“ abglitt. Der Zusammenhalt der Familie als Leistungs- und Lebens-

---

<sup>37</sup> Desgl., S. 220, 223, 227, 239, 247 f.

gruppe fand auf diese Weise in den sozialrechtlichen, psychologischen und religiösen Gegebenheiten überall Stütze und Stärkung.

Die psychologische Situation wirkte sich dahingehend aus, daß alle Familienmitglieder in der Regel an der gemeinsamen Zukunftssorge interessiert waren. Sparsamkeit und Gehorsam gegenüber hausväterlichen Dispositionen wurden als soziale Tugenden geradezu gezüchtet. Die Familie fühlte sich als wirtschaftliche Solidargruppe in einer grundsätzlich feindlichen Natur- und Menschenwelt, die nur durch gemeinsame Anstrengungen bezwungen werden konnte. Der Besitz von Vermögen stand in außerordentlich hohem Kurs.

Diesem Idealtypus der vorindustriellen Familienwirtschaft soll ein

### **Idealtypus des Wirtschaftens in einer reinen Wirtschaftsgesellschaft**

gegenübergestellt werden. Er soll eine Anzahl heute weitgehend als besonders erstrebenswert angesehener Grundzüge enthalten. Einziges generelles Wirtschaftsgesetz sei also der Preismechanismus. Der Preis von Arbeit, Kapital und Boden soll sich somit ausschließlich nach Angebot und Nachfrage richten. Der Besitz an Kapital und Boden soll breit gestreut sein. Künstliche oder natürliche Monopole wollen wir unberücksichtigt lassen. Jeder Einkommensbezieher soll selbstverantwortlich für Zeiten der Arbeitslosigkeit (Alter, Krankheit usw.) durch Ersparnisse oder Versicherung Vorsorge treffen. Die Versicherungswirtschaft soll ihrer Prämiengestaltung exakte Berechnungen zugrunde legen, um auf Grund der großen Zahl jedes individuelle Risiko in bezug auf Einkommenslosigkeit vollständig abdecken zu können. Die Stetigkeit der Versicherungsleistung soll durch eine homogene Bevölkerungsstruktur und eine konstante Geburten- und Sterbequote gesichert sein. Die Familie und die Sorge für Kinder soll in unserer Betrachtung als Privatsache außerhalb des öffentlichen Interesses und der öffentlichen Einflußnahme liegen.

Es will mir nun scheinen, daß der Unterschied der beiden Lebensformen, wie sie in idealtypischer Weise hier mit wenigen groben Strichen skizziert sind, — wobei nur im letzten Bild wesentlich günstigere Voraussetzungen für das Funktionieren der Verkehrswirtschaft angenommen sind, als sie in Wahrheit irgendwo und irgendwann gegeben waren — nicht nur gradueller Art, sondern in der Tat prinzipieller Natur ist. Das würde also bedeuten, daß sich ein solcher neuerer Typus zwar aus dem älteren kontinuierlich entwickelt haben könnte, ihn aber dann letzten Endes doch gewissermaßen aufgezehrt oder verdrängt haben müßte. Auf keinen Fall können beide Typen auch nur in wesentlichen Einzelheiten als nebeneinander bestehend gedacht werden.

Ganz besonders trifft dieser Unterschied und diese gegenseitige Ausschließung für die Leitbilder zu (Wertideen), die bei der Formung der realen Lebensumstände nachdrücklich mitgewirkt haben und weiter darauf einwirken. Auf jeden Fall wenigstens war bis zum Aufkommen der Industrialisierung in dem von uns betrachteten geographischen Raum der Typus der Mehrgenerationenfamilie eindeutig richtungweisend für sämtliche Lebens- und Kulturäußerungen, „in der Einheit aller gesellschaftlichen Grundfunktionen wird die Ordnung der Familie zum Leitbild der Weltordnung, der Sinnzusammenhang des Familienlebens weitet sich zum Sinnzusammenhang der Welt“<sup>38</sup>. Das geht so weit, daß die Familie auch kleinste Einheit der religiösen Gemeinschaft ist, und zwar auch dort, wo die Religion bereits zur Sitte säkularisiert ist. Vor allem aber war die Familie eigentliche und letzte Einheit und Grundlage der politischen und sozialen Ordnung. Das Individuum war gewissermaßen mediatisiert und bleibt es auch noch lange Zeit, nachdem im politischen Raum Idee und Organisationsprinzip des mittelalterlichen Ständestaates längst ihre Gültigkeit eingebüßt hatten.

Der Stimme des Hausvaters kommt vielfach noch im Beginn des 20. Jahrhunderts ein ganz besonderes und teilweise sogar ausschließliches Gewicht zu; denn er spricht nicht als Person, sondern als Funktionsträger eines fest und klar umschriebenen sozialen Systems. Er vertritt seine Angehörigen in allen öffentlichen Angelegenheiten, er trifft finanzielle und vermögensrechtliche Entscheidungen und in ihm verkörpert sich selbst dann noch ein Stück familienherrschaftlicher Autarkie, als die realen Voraussetzungen dafür längst geschwunden sind.

Aber schließlich werden nacheinander auch die letzten Fesseln und Gebundenheiten äußerer und innerer Autorität durch den Übergang zur bürgerlichen Freiheit endgültig gesprengt. Das isolierte Individuum wird zum Partner und Baustein für die Gebilde der Gesellschaft, besonders für den Staat und das politische Leben<sup>39</sup>. Wie vordem das Individuum, so wird nunmehr in Umkehr des früheren Verhältnisses die Familie mediatisiert. „Eine direkte und unmittelbare Beziehung zwischen Familie einerseits und der Gesellschaft und dem Staate andererseits gibt es heute nicht mehr. Diese Beziehung existiert einzig und allein noch auf dem Umwege über das Individuum“<sup>40</sup>. Ähnlich verhält es sich auf dem Gebiete der Wirtschaft: „Die in der Sorge um die Familie wurzelnden Spar- und Besitztriebe, die zu den menschlichen Grundlagen der modernen Wirtschaftsordnung gehörten, werden von der industriellen Produktion selbst in immer kurzfristigere und sich

<sup>38</sup> Otto Heinrich v. d. G a b l e n t z, Lebensgruppen ersten Ordnung, in: Handbuch der Soziologie, herausg. v. Werner Ziegenfuß, S. 789.

<sup>39</sup> Helmut S c h e l s k y, a.a.O., S. 151.

<sup>40</sup> René K ö n i g, zit. nach Helmut Schelsky, a.a.O., S. 151.



steigernde Genuß- und Konsumbedürfnisse umgewandelt; aus dem sozialen Sicherheitsbedürfnis der kleinen Gruppe, die auf gegenseitige Hilfeleistung im Verlaufe ihres Lebens angewiesen war, strömten die stetigen und geduldigen Arbeitsenergien und die Fähigkeiten zu gesellschaftlicher Verträglichkeit und Solidarität, die in Unternehmertum und Arbeiterschaft der hochindustrialisierten Länder die bewundernswürdige Produktionsleistung und -disziplin trugen, aber die sozial unverbindlichen und extremen Bereicherungsmöglichkeiten der modernen Wirtschaft haben diese Antriebe abgetötet<sup>41</sup>.

Das Gesamtgefüge einheitlicher und allgemein verbindlicher menschlicher Lebensordnungen, in denen jedermann seinen festen Platz hatte, hat damit zu bestehen aufgehört. Es ist abgelöst durch ein System, das auf dem Individuum als Mittelpunkt und letzter Instanz beruht und das diesem Individuum die Freiheit seiner Entscheidungen weitgehend zu garantieren gewillt ist. Die Familie, noch gestern Grundlage und Zentrum des gesamten wirtschaftlichen und politischen Lebens, wie sie es über Jahrzehntausende gewesen war, ist in das Ghetto einer sogenannten rein „privaten“ Sphäre verwiesen worden.

### **Die Ambivalenz der Freiheit und das Problem der sozialen Sicherheit**

Die an die Stelle der Familiengebundenheit tretende Freiheitsgarantie des Individuums ist Segen und Fluch in einem. Segen insofern, als der aufstrebende Industriekapitalismus jetzt erst den Partner findet, der ihm die Entfaltung all seiner gewaltigen schöpferischen Potenzen ermöglicht: Das aus den häufig allzu engen und kleinlichen Bindungen der Familie entlassene, frei über seine Arbeitskraft verfügende Individuum. Fluch insofern, als durch den gleichen Akt das Individuum jenen Schutz und Versorgungsmantel verliert, den das auf dem vom Hausvater verwalteten gemeinsamen Eigentum und der gemeinsamen Arbeit der Familienmitglieder basierende Familieneinkommen bis dahin gebildet hatte. Dadurch wird das Individuum von jetzt ab in weit stärkerem Maße den Wechselfällen des Lebens teilweise bis zur völligen Hilf- und Schutzlosigkeit preisgegeben. Ursache hierfür ist, daß die bis dahin in der Versorgungswirtschaft des „ganzen Hauses“ gegebene Einheit des „handelnden und bedürftigen Menschen“<sup>42</sup> gesprengt wird. Die an ihre Stelle tretende, vorwiegend, wenn nicht sogar nahezu ausschließlich am Gewinn orientierte Erwerbswirtschaft muß sich, wie wir noch sehen werden, aus innerer Gesetzmäßigkeit heraus zunehmend in

<sup>41</sup> Helmut Schelsky, a.a.O., S. 154.

<sup>42</sup> Werner Sombart, Die deutsche Volkswirtschaft . . ., S. 44 f.

einer Richtung entwickeln, die „für die Harmonie des gesamten Organismus schädlich ist“<sup>43</sup>.

Die sich daraus ergebenden sozialen Spannungen sind in besonderer Weise charakteristisch, d. h. sie folgen einer ganz bestimmten exakten Regel: Dem Ablauf des menschlichen Lebens aus der Hilfsbedürftigkeit des Kindes über die (teilweise kulturstrukturell bedingte) Hilfs- und Ausbildungsbedürftigkeit des Jugendlichen zur Überleistungsfähigkeit des Erwachsenen und von da ab wiederum zur Hilfsbedürftigkeit des alternden Menschen und des Greises. Es bedarf aber noch einer genauen Analyse der einzelnen Bedarfs- und Leistungsphasen und einer Quantifizierung der hierfür grundlegenden Vorgänge des Generationenwechsels, um die Zusammenhänge im einzelnen durchschaubar zu machen.

### Die wirtschaftliche Bedeutung der Familie

Die Familie ist, daran kann kein Zweifel bestehen, „eine Leistungsgemeinschaft der Wirtschaft“<sup>44</sup>, solange ihr überhaupt „die gemeinsame Wohnung und ein Mindestmaß von Hausratbesitz und von Konsumgemeinschaft bleibt“. Dieser Charakter der Familie ist „nicht davon abhängig, wie weit der Familienhaushalt eine Produktionsgemeinschaft ist“<sup>45</sup>, auch nicht davon, ob das in der Familie zum Vollzug kommende „Gemeinschaftshandeln wesentlich deshalb überhaupt zur Existenz gelangt, um dem spezifisch ökonomischen Sachverhalt bei der Bedarfsdeckung gerecht zu werden . . ., oder ob primär andere Zwecke verfolgt werden, die nur, weil sie eben faktisch auf den ökonomischen Sachverhalt stoßen, das Wirtschaften erzwingen“<sup>46</sup>; denn der Tatbestand „Wirtschaft“ ist grundsätzlich überall da gegeben, „wo einem Bedürfnis, oder einem Komplex solcher, ein im Vergleich dazu, nach der Schätzung des Handelnden, knapper Vorrat von Mitteln und möglichen Handlungen zu seiner Deckung gegenübersteht und dieser Sachverhalt Ursache eines spezifisch mit ihm rechnenden Verhaltens wird“. Schließlich kann auch „ein weder wirtschaftliche noch wirtschaftende Gemeinschaften darstellendes Gemeinschaftshandeln“ „in seiner Entstehung, seinem Fortbestand, der Art seiner Struktur und seines Ablaufs durch wirtschaftliche Ursachen, welche auf den ökonomischen Sachverhalt zurückgehen, mitbestimmt sein und ist insoweit ökonomisch determiniert. Umgekehrt kann es seinerseits für die Art und den Verlauf eines Wirtschaftens ein ins Gewicht fallendes ursprüngliches Moment bilden: Ökonomisch relevant sein. Meist wird beides

<sup>43</sup> J. H u i z i n g a, *Im Schatten von morgen*, S. 43.

<sup>44</sup> Otto Heinrich v. d. G a b l e n t z, a.a.O., S. 788.

<sup>45</sup> Max W e b e r, *Wirtschaft und Gesellschaft im Allgemeinen*, a.a.O., S. 59/60.

<sup>46</sup> Desgl., S. 61/62.

zusammentreffen<sup>47</sup>. In solch umfassendem Zusammenhang gesehen, „müssen wir Ehe und Familie als eine zwar auf den Geschlechtsbeziehungen zwischen Mann und Frau aufbauende, primär jedoch der biologisch erforderlichen langdauernden Fürsorge für die Nachkommenschaft gewidmete, vorwiegend ökonomische Gemeinschaft verstehen, deren Dauer und Verpflichtungen durch Religion, Sitte und Gesetz sozial geregelt und anerkannt sind“<sup>48</sup>.

Familie und Gesellschaft sind also gegenseitig aufeinander angewiesen, denn „der Aufbau der sozialkulturellen Persönlichkeit des Menschen wird vor allem in der Familie vollzogen“<sup>49</sup>. „Die Familie stellt der Gesellschaft immerfort neues Menschenmaterial zur Verfügung“, denn „die allgemein-erzieherische, seelische und kulturelle Grundgestaltung des Menschen kann einzig in der Familie vollzogen werden“<sup>50</sup>. Die Erfüllung dieser Aufgaben durch die Familie setzt aber gleichzeitig ganz bestimmte Gegenleistungen der Gesellschaft voraus. „Die Familie ist nicht in irgendeinem idyllischen oder moralischen Sinne ‚Keimzelle‘ oder ‚Mutterboden‘ der Gesellschaft, wenn ihr nicht die Produktions- und Herrschaftsverhältnisse der Gesamtgesellschaft die Voraussetzungen dafür bieten“<sup>51</sup>.

In der modernen Industriegesellschaft spitzt sich dieses auf die Dauer nur auf dem Boden der Gleichberechtigung gefahrlos vollziehbare Gegenseitigkeitsverhältnis zwischen Familie und Gesellschaft immer eindeutiger auf ökonomische Tatbestände zu. In Beschränkung auf diesen Tatbestand läßt sich geradezu sagen: „Die Wirtschaft als Teil der sozialen Ordnung erzeugt Konsumgüter und benötigt Arbeitskraft. Die Familie erzeugt menschliche Arbeitskraft und benötigt Konsumgüter“<sup>52</sup>. Selbstverständlich abstrahiert dieser Satz von der Vielschichtigkeit des Problems, insbesondere deswegen, weil die Familie sämtliche möglichen Schichten menschlicher Daseinsäußerungen in irgendeinem Sinne irgendwie berührt. Unter dieser Voraussetzung sind aber in der Tat alle das Verhältnis von Familie und Gesellschaft betreffenden ökonomischen Ergebnisse der Soziologie in diese kurze Formel zusammengedrückt.

Merkwürdigerweise hat die Nationalökonomie aus den weitreichenden Ergebnissen der soziologischen Forschung bisher nur ganz ver-

<sup>47</sup> Desgl.

<sup>48</sup> Helmut Schelsky, Die sozialen Formen der sexuellen Beziehungen, in: Die Sexualität des Menschen, herausg. v. H. Giese, Stuttgart 1954, S. 259.

<sup>49</sup> René König, Soziologie der Familie, in: Soziologie, herausg. von Gehlen/Schelsky, S. 122.

<sup>50</sup> Desgl., S. 123.

<sup>51</sup> Otto Heinrich v. d. Gablentz, a.a.O., S. 791.

<sup>52</sup> Martin Donath, Familie und Sozialreform, Schriften der Gesellschaft für Sozialen Fortschritt e. V., Band 4, Berlin 1955, S. 20.

einzel Nutzen gezogen. Egner erklärt das damit, daß in der Nationalökonomie das Haushaltdenken völlig vom Marktdenken überdeckt werde, wie denn überhaupt die moderne nationalökonomische Wissenschaft nicht aus der alten Ökonomik, sondern aus der Chrematistik hervorgegangen sei<sup>53</sup>. In einer Untersuchung über ökonomische Probleme der Familienpolitik kommt er zu dem Ergebnis, daß die nationalökonomischen Klassiker ihre kapitalfreundliche Lehre unter der Annahme einer stark wachsenden Bevölkerung entwickelten, die schon um der Sicherung der bisherigen Lebenshaltung willen einen großen Kapitalbedarf mit sich brachte. Ihre Nachfahren dagegen setzten die Bevölkerung als Datum ein und klammerten sie dadurch aus ihrer Problematik aus<sup>54</sup>. Sobald es sich nun aber, wie in den alten Industrieländern, um Volkswirtschaften handele, die bei relativem Kapitalreichtum auf Grund des Geburtenrückganges mit einem künftigen Mangel an Arbeitskräften — Egner spricht hier nicht ganz zutreffend von „Menschenmangel“, was dem Tatbestand als solchem nicht gerecht wird — zu rechnen haben, bei denen also durch Überalterung der Bevölkerung die unproduktiven Lasten der Gesamtheit wachsen, werde die Lehre von der begrenzenden Kraft des Kapitals für die wirtschaftliche Entwicklung der realen Situation unangemessen; denn nun sei nicht mehr das Kapital, sondern der arbeitsfähige Mensch der Minimumfaktor künftiger Entwicklung<sup>55</sup>. Von ihm hänge es dann ab, ob der technische und wirtschaftliche Fortschritt eine weitere Hebung des Unterhalts der Gesamtheit bewirken könne oder ob immer größere Teile des Volkseinkommens für den Unterhalt der unproduktiven Volksteile geopfert werden müssen. Dagegen stünde umgekehrt, wo statt eines Geburtenrückganges eine starke Bevölkerungsvermehrung zu verzeichnen ist, die hohe menschliche Reproduktionsleistung der Familie einer Hebung der wirtschaftlichen Produktivität und der Lebenshaltung hindernd im Wege<sup>56</sup>.

### Statistische Daten zum Problem des Generationenwechsels

Versucht man, die theoretischen Überlegungen Egners praktisch nutzbar zu machen, so ergibt sich zunächst eine Schwierigkeit insofern, als die Beobachtung der rohen Bevölkerungszahlen nahezu wertlos ist; denn eine rückläufige Tendenz der Bevölkerungsentwicklung kann noch jahrzehntelang mit Geburtenüberschüssen einhergehen, wenn etwa gleichzeitig die mittlere Lebenserwartung in erheblichem Maße an-

<sup>53</sup> Erich Egner, *Ökonomische Probleme der Familienpolitik*, Schmollers Jahrbuch, 75. Jahrg., 2. Heft, S. 70 ff.

<sup>54</sup> Desgl., S. 88.

<sup>55</sup> Desgl., S. 88, 91.

<sup>56</sup> Desgl., S. 92.



steigt oder die Besetzung der einzelnen Jahrgänge einer Bevölkerung stark variiert. Einen exakten Überblick vermag man also nur dann zu gewinnen, wenn man die sog. *Nettoreproduktionsziffer*<sup>57</sup> einer Bevölkerung ermittelt.

Dazu geht man von einem angenommenen Geburtenjahrgang von 100 000 Mädchen aus, fragt, wieviel davon die einzelnen Altersjahre der Fruchtbarkeitsperiode erreichen, wieviele heiraten und wie hoch die Zahl der ehelichen und der unehelichen Geburten ist. Die Gesamtsumme der Geborenen wird mit der Totgeborenenquote bereinigt, und mit Hilfe der herrschenden Sexualproportion (Verhältnis von Knaben zu Mädchen geburten) wird der Mädchenanteil ermittelt. Liegt er genau bei 100 000, so werden sich die 100 000 Frauen, von denen wir ausgehen, ersetzt haben, d. h. die *Nettoreproduktionsziffer* ist gleich 1.

Für 1933 betrug nun die *Nettoreproduktionsziffer* der deutschen Bevölkerung trotz eines beachtlichen Geburtenüberschusses aber nur 0,71409. Die gegenwärtige *Nettoreproduktionsziffer* der Bundesrepublik hat sich wiederum dem Wert 1 angenähert. Sie erreichte 1950 den Wert 0,934 und 1955 den Wert 0,952<sup>58</sup>. So liegen zwar einerseits nicht mehr die bedrohlichen Aspekte des „Völkertodes“ vor, andererseits sind aber doch die von Egner entwickelten Bedingungen, unter denen Arbeitskraftmangel als künftig produktionsbegrenzender Minimumfaktor angesehen werden muß, auf jeden Fall gegeben; abgesehen davon befinden wir uns, was die gegenwärtige Besetzung der arbeitsfähigen Jahrgänge anbelangt, trotz der Kriegsverluste ganz augenscheinlich in einer einmalig glücklichen Lage. Das ist darauf zurückzuführen, daß die Jahrgänge der Kinder und Jugendlichen bereits seit Jahrzehnten schwächer geworden sind, die der Alten aber noch nicht jene Stärke erlangt haben, die sie auf Grund der zunehmenden Lebenserwartung demnächst erreichen werden. Diesen Wandel und die gegenwärtig besonders günstige Besetzung der mittleren (arbeitsfähigen) Altersgruppen zeigt ein statischer Vergleich der Altersgruppen in ihrer wechselnden Besetzung.

Der Anteil der Jugendlichen unter 20 Jahren, der bereits in den vorhergehenden Jahrzehnten stark gesunken war, ist also von 1900 bis 1950 weiter beträchtlich zurückgegangen, und dieser Rückgang wird sich auch in den nächsten Jahrzehnten noch fortsetzen. Auf der anderen Seite hat sich der Anteil der mittleren Altersgruppe zwischen 20 und 65 Jahren bisher ständig erhöht, wird aber in den nächsten Jahrzehnten

<sup>57</sup> Gerhard Mackenroth, *Bevölkerungslehre*, in: *Soziologie*, herausg. v. Gehlen/Schelsky, S. 64.

<sup>58</sup> Persönliche Mitteilungen von Herrn Reg.-Rat Dr. Karl Schwarz, Statistisches Bundesamt, Wiesbaden.

**Anteil der Altersgruppen an der Zusammensetzung der Gesamtbevölkerung (in vH) 58a**

J a h r e	Personen unter 20 Jahre	Personen von 20 bis unter 65 Jahre	Personen von 65 und mehr Jahre	Spalte 1 u. 3 zusammen
	1	2	3	4
1880	44,8	50,4	4,8	49,6
1925	36,2	58,0	5,8	42,0
1950	30,8	59,9	9,3	40,1
1982	28,6	56,8	14,6	43,2

wiederum sinken. Der Anteil der über 65 Jahre Alten ist dagegen in ständigem Ansteigen begriffen.

Diese Ergebnisse des Makrozensus sind auf Wandlungen der Familienstruktur von weitreichender Bedeutung zurückzuführen.

**Die Auswirkungen der differenzierten Geburtenbeschränkung**

Die vorindustrielle Bevölkerung war relativ stationär, obwohl die Familien fast ausnahmslos kinderreich waren, weil die Sterblichkeit im Verhältnis zur Gegenwart sehr hoch war und außerdem einem wechselnden Teil der Bevölkerung die Eheschließung institutionell versagt blieb. Trotz sinkender Fruchtbarkeit kam es im 19. Jahrhundert zu einem teilweise geradezu stürmischen Bevölkerungswachstum, weil die Eehäufigkeit erheblich angestiegen war und auch die Sterblichkeit allmählich zu sinken begann. Wenn nun gegenwärtig die Bevölkerung trotz eines weiteren starken Sinkens der Sterblichkeit und bisher unerreicht hoher Eehäufigkeit wieder stationär wird, so liegt dem zwar ein weiterer Rückgang der Geburtenzahl zugrunde, aber dieser Rückgang ist nicht gleichmäßig, sondern außerordentlich stark in sich differenziert.

Freudenberg kommt bei der Untersuchung der derzeitigen Geburtenziffern zu folgendem Ergebnis: „Von allen Ehen haben gegenwärtig fast genau drei Viertel höchstens zwei Kinder, ein Viertel haben also drei und mehr Kinder, aber von der Gesamtzahl der geborenen Kinder entfällt weniger als die Hälfte auf die erstgenannten drei Viertel und reichlich die Hälfte auf das letztgenannte Viertel“<sup>59</sup>. Am Beispiel der kurz nach der Jahrhundertwende geborenen Frauenjahrgänge, deren generative Lebensphase jetzt abgeschlossen ist, hat

<sup>58a</sup> Helga Schmucker, Zur Quantifizierung der mit der rückläufigen Geburtenrate verbundenen Wirtschaftsvorgänge. Vortrag vor dem Arbeitskreis zur Untersuchung der ökonomischen Grundlagen der Familie der Gesellschaft für Sozialen Fortschritt e. V.

<sup>59</sup> Prof. Dr. Dr. Karl Freudenberg, Seminar für Medizinische Statistik der Freien Universität Berlin, Persönliche Mitteilung.

Freudenberg die unterschiedliche Geburtenhäufigkeit noch eingehender analysiert. Er hat in diese Untersuchung auch die Unverheirateten einbezogen und kommt dabei zu folgendem Gesamtergebnis:<sup>60</sup>

Auf je hundert Frauen entfallen insgesamt 190 lebendgeborene Kinder. 28 % der Frauen sind kinderlos, 20 % haben ein Kind, 21 % zwei Kinder, 13 % haben drei Kinder, 8 % haben vier Kinder und 10 Frauen haben fünf und mehr lebende Kinder geboren. Aber auf die 10 % Frauen mit fünf und mehr Kindern entfallen 30 %, auf die 18 % mit vier Kindern 47 % und auf die 31 % mit drei und mehr Kindern 68 % aller lebendgeborenen Kinder.

Diese außerordentlich starke Differenzierung der Kinderhäufigkeit ist kein Zufall, sondern sie entspricht einer logischen mathematischen Konsequenz.

Nach umfassenden Erhebungen von Westman<sup>61</sup> sind rd. 10 % aller Ehen steril. Dieser Hundertsatz scheint sich in jüngerer Zeit, wohl infolge von Einflüssen aus der industriellen Arbeitswelt, deutlich zu erhöhen. Rechnet man also nur mit einem Ausfall von 20 % aller Frauen durch Ehelosigkeit und innereheliche Unfruchtbarkeit, was viel zu niedrig gegriffen sein dürfte, so ergibt sich, daß, wenn die Bevölkerung nicht zurückgehen soll, auf jede der übrigen 80 Frauen durchschnittlich 1,25 Töchter und auf Grund der herrschenden Sexualproportion insgesamt 2,58 Kinder entfallen müßten. Rechnet man weiter, daß von den 80 Frauen, die überhaupt Kinder gebären, 20 sich auf ein Kind beschränken, so müßte sich die durchschnittliche Kinderzahl der restlichen 60 auf 3,01 erhöhen. Wenn weitere 20 Frauen die Zahl ihrer Kinder auf zwei beschränken, so müßte die Kinderzahl der restlichen 40 Frauen 3,6 betragen. Je größer die Zahl der Ehen mit nicht mehr als drei Kindern ist, um so größer müßte die jeweilige durchschnittliche Kinderzahl bei den übrigen sein. Dabei ist in dieser Rechnung noch nicht berücksichtigt, daß ein Teil der lebendgeborenen Kinder vor Erreichung des Reifealters stirbt. Dieser Prozentsatz müßte also nach dem Muster der Berechnung der Nettoerproduktionsziffer den vorstehenden Zahlen noch zuaddiert werden.

Aus dem Beispiel geht auch hervor, weshalb ein konsequent durchgeführtes Zwei-Kindersystem mit absoluter Zwangsläufigkeit binnen weniger Generationen zum Untergang der betreffenden Bevölkerung führen muß. Es zeigt aber auch, wie völlig weltfremd die perfektionistische Vorstellung ist, daß man nur unterschiedliche Familiengrößen

<sup>60</sup> Desgl.

<sup>61</sup> Westman, zit. nach G. Mackenroth, *Bevölkerungslehre*, Berlin-Göttingen-Heidelberg 1952, S. 340.

<sup>62</sup> Hans Willgerodt, *Familienlastenausgleich und Sozialreform*, ORDO-Jahrbuch, Düsseldorf-München 1956, S. 135.

einem gesunden Mittelmaß anzugleichen, d. h. die Geburtenkontrolle weit genug auszudehnen brauche, um die aus der unterschiedlichen Familiengröße resultierenden sozialen Probleme beseitigen zu können<sup>62</sup>. Aus solchen Auffassungen spricht neben Urteilslosigkeit eine schlechterdings nicht mehr zu überbietende Hybris; denn differenzierte Geburtenzahlen sind auf Grund biologischer und sozialer Vorgänge, die außerhalb menschlicher Einflußmöglichkeiten liegen, unabänderliche Fakten. Sie müssen als solche hingenommen und in Rechnung gestellt werden.

### **Die erhöhten Ausbildungsansprüche der technischen Zivilisation**

Es liegt im Wesen der industriellen Lebensordnung und ihrer zunehmenden Differenzierung, daß sich zwischen Schule und Berufsvorbildung einerseits und Berufsausübung andererseits eine mehr oder minder scharfe Zäsur entwickelt hat. Dabei ist die Tendenz unverkennbar, die Anforderungen an die schulische und berufliche Vorbildung noch weiterhin zu erhöhen. Eine gewisse gegenläufige Tendenz zeigt sich in der steigenden Zahl von Anlernberufen, doch darf nicht übersehen werden, daß sich diese Berufe vor allem auf Kosten der ungelerten Arbeit ausbreiten. Die Gesamtentwicklung geht jedenfalls dahin, die Schul- und Berufsausbildung zu verlängern und zu verbessern. Vor allem werden die Schüler der mittleren und höheren Lehranstalten durch die Ausdehnung des Lernstoffes immer stärker angespannt, so daß ihnen im Gegensatz zu früher nur noch wenig Zeit für Betätigung zugunsten des elterlichen Haushaltes übrig bleibt. Hand in Hand damit geht eine starke Erhöhung der Kosten des starren Lebensbedarfes, der durch den Wegfall der Eigenversorgung immer ausschließlicher über den Markt gedeckt werden muß. Schule und Berufsausbildung wiederum sind für den größten Teil der Jugend Voraussetzung für den Eintritt in sozial gehobene und besser bezahlte Berufe; denn die Tarif- und Beförderungsordnungen setzen den Auswirkungen von Begabung, Energie und Fleiß eindeutig bestimmte Grenzen, über die immer nur eine relativ kleine Minderheit sich hinwegzusetzen vermag. Bei alledem herrscht aber durchgehend eine grundsätzliche Tendenz zur Einkommensnivellierung, die in Verein mit den übrigen gesellschaftlichen Veränderungen bewirkt, daß weniger die Höhe des Einkommens als die Zahl der von dem betreffenden Einkommen zu unterhaltenden Personen die Höhe der Lebenshaltung bestimmt. Als Fazit dieser Entwicklung läßt sich zusammenfassend feststellen: In der gegenwärtigen Gesellschaft ist die soziale Schichtung nach Herkunft, soweit es sich nicht um den kleinen Kreis von Besitzern großer und größter Vermögen handelt, weitgehend beseitigt und diejenige durch Leistung, soweit es sich nicht um eine kleine Spitzengruppe von Beziehern sehr hoher Ein-



kommen handelt, stark reduziert. Sehr stark sozial schichtenbildend wirkt dagegen der Familienstand bzw. die Zahl der erziehungsberechtigten Kinder und Geschwister, die von einem Einkommen leben müssen. Bei den letzteren wirkt sich das vor allem im Sinne einer Startverschlechterung aus.

Unfreiwilliges Beweismaterial hierfür hat neuerdings eine Untersuchung des Statistischen Amtes der Stadt Frankfurt/M. über die soziale Lage der Studierenden an der Frankfurter Universität<sup>63</sup> erbracht. In dieser wird festgestellt, daß unter den in Frankfurt/M. Studierenden 26,6 % aus Familien mit einem Kind, 33,7 % aus Familien mit zwei Kindern, 20,7 % aus Familien mit drei Kindern, 10,8 % aus Familien mit vier Kindern und 8,2 % aus Familien mit fünf und mehr Kindern stammen.

Aus einem Vergleich mit der nach den Ergebnissen der Volkszählung von 1950 vorgenommenen Aufschlüsselung der Familien nach der Kinderzahl (34,5 % : ein Kind; 30,1 % : zwei Kinder; 16,0 % : drei Kinder; 8,5 % : vier Kinder; 10,9 % : fünf und mehr Kinder) wird folgender Schluß gezogen: „Nach diesen Zahlen müßte sogar angenommen werden, daß beispielsweise auf Einzelkinder relativ weniger Studierende als auf Personen aus 2-, 3- und 4-Kinderfamilien entfallen . . . Offenbar wird die an sich günstigere materielle Position der Einkindfamilie in ihrer Bedeutung manchmal überschätzt.“

Dieser sonderbare Schluß ist darauf zurückzuführen, daß dem Untersucher das Mißgeschick unterlief, die Zahl der Kinder mit der Zahl der Familien zu verwechseln. Die Prozentzahl der Kinder beträgt in Wirklichkeit nach Umrechnung: 10,3 % Einzelkinder, 22,4 % Zuzweitgeschwister, 20,5 % Zudrittgeschwister, 15,8 % Zuviertgeschwister und 31 % Kinder aus Familien mit fünf und mehr Kindern<sup>64</sup>. Aus dem Vergleich dieser richtigen Zahlen mit der Zusammensetzung der Studierenden wird eindeutig das Handikap von Kindern mit Geschwistern und der soziale Vorsprung von Einzelkindern sichtbar. Einzelkinder haben ungefähr  $2\frac{1}{2}$ mal soviel Chancen, zu einem Universitätsstudium zu gelangen, wie der Durchschnitt, solche aus Ehen mit zwei Kindern immer noch  $1\frac{1}{2}$ mal soviel, während diejenigen aus Familien mit vier Lebendgeborenen nur  $\frac{2}{3}$  der Durchschnittschance besitzen und solche aus Ehen mit fünf und mehr Kindern nur noch  $\frac{1}{4}$  derselben.

Der Frankfurter Untersucher machte nicht nur den Fehler, die Multiplikation der zugrunde gelegten Zahl der Ehen mit derjenigen der in ihnen vorgefundenen Kinder zu unterlassen, er hat außerdem auch bei der Errechnung der Kinderzahl alle in der Statistik vom

<sup>63</sup> Sonderheft des Statistischen Amtes der Stadt Frankfurt a. M. 1957.

<sup>64</sup> Prof. Dr. Dr. Karl Freudenberg, Persönliche Mitteilung.

11. Mai 1950 erfaßten verheirateten Frauen der Bundesrepublik mitgezählt, also auch diejenigen, die erst kurze Zeit verheiratet waren, anstatt sich auf diejenigen zu beschränken, die die voraussichtliche Höchstzahl ihrer Kinder erreicht haben und die daher auch nur als Vergleichsmaterial in Frage kommen können.

Das Ergebnis der Frankfurter Untersuchung ist um so bemerkenswerter, als es zeigt, daß unsere Sozialordnung, die sich ja von dem oben konstruierten Idealtypus einer lediglich durch Individualversicherung ergänzten Marktwirtschaft bereits jetzt durch zahlreiche Hilfs- und Vergünstigungsmaßnahmen für Familien mit Kindern unterscheidet, in ihrem Gesamtergebnis nur einen sehr begrenzten Teil der tatsächlichen Lebenschancen ausgleicht. Damit richten sich von selbst auch leichtfertige Behauptungen des Inhaltes, daß die Familie schon jetzt Vergünstigungen in so bedeutendem Umfange genieße, daß ein weiterer Ausbau derselben korrumpiere, zumal das spärlich vorhandene statistische Material „eindeutig“ beweise, daß die Kinderzahl mit dem Einkommen positiv korreliert sei<sup>65</sup>.

### Die Bedürfnisbefriedigung der neuzeitlichen Familie

Im Gegensatz zur vorindustriellen Zeit, in der „das ganze Haus“ die Familie als Schutz- und Versorgungsmantel umschloß, ist die Familie der Gegenwart zur Bestreitung von Nahrung, Kleidung, Wohnung und zahlreichen anderen Gegenständen des täglichen Gebrauches auf den allgemeinen Markt angewiesen, wo eine Bedürfnisbefriedigung nur nach Maßgabe der jeweils verfügbaren „Rechenpfennige“ möglich ist. Bei der Vernachlässigung, unter der das Haushaltenden in der Nationalökonomie seit Generationen leidet, nimmt es nicht wunder, daß über den Familienhaushalt nur spärliche Untersuchungsergebnisse vorliegen. Relativ ergiebig sind noch ältere Haushaltrechnungen von Silberkuhl-Schulte<sup>66</sup> und neuere französische von Albert und Rottier<sup>67</sup>. Indexmäßig steigern sich nach diesen beiden Untersuchungen die Haushalts-

Quellen	1-Pers. Haushalt	2-Pers. Haushalt	3-Pers. Haushalt	4-Pers. Haushalt	6-Pers. Haushalt	8-Pers. Haushalt
Silberkuhl-Schulte	100	155	219	282	397	504
Albert und Rottier	100	180	225	260	335	410

<sup>65</sup> Hans Willgerodt, a.a.O., S. 147, 136, 158.

<sup>66</sup> Maria Silberkuhl-Schulte, Der Einfluß der Personenzahl auf die Kosten der Hauswirtschaft, Wirtschaftsjahrbücher, 7. Jahrg., 1934.

<sup>67</sup> G. Rottier und J. F. Albert, Les services sociaux Français et la répartition de revenus, Institut de science économique appliqué, Paris 1952.

kosten einer gleichen Lebenshaltung bei wachsender Personen- bzw. Kinderzahl wie folgt:

Die soziale Deklassierung bei wachsender Kinderzahl entspricht zwar nicht ganz dem umgekehrten Zahlenverhältnis der in den Haushaltkostenrechnungen ermittelten Kostensteigerung, weil immerhin eine Reihe steuer- und sozialpolitischer Maßnahmen die Familie mit Kindern wirtschaftlich entlasten. Aber diese Entlastungen bleiben doch außerordentlich weit hinter dem tatsächlichen Mehraufwand zurück. Sie betragen in der Regel nur Bruchteile desselben und lassen sich außerdem nur sehr schwer überschauen, weil sie z. T. völlig ungeordnet lediglich als Adnexe an irgendwelchen andersartigen Maßnahmen angehängt sind<sup>68</sup>. Sie vermögen also vor allem nichts Nennenswertes an der Situation der kinderreichen Familie zu ändern, die Alva Myrdal Anlaß zu einer geradezu klassisch prägnanten Formulierung gab: „The dilemma has to be faced; the chief cause of poverty is children<sup>69</sup>.“

Neben der Senkung des Lebensstandards, der teilweise an den der nach den Richtsätzen der öffentlichen Fürsorge unterstützten Familien grenzt und zu schwerwiegenden gesundheitlichen Bedenken Anlaß gibt, resultiert hieraus aber noch ein weiteres Ergebnis, dessen enge Verknüpfung mit der Familiengröße bisher nahezu unbeachtet blieb: Die Störung der Eigentumsordnung.

### Industriegesellschaft, Familie und Eigentum

Es soll hier nicht verkannt werden, daß die Entwicklung der Eigentumsverhältnisse in der Industriegesellschaft von Anfang an unter einem ungünstigen Stern gestanden hat. Wie bereits erwähnt, wird mit Recht hervorgehoben, daß bei der Ablösung der Erbuntertänigkeit zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Voraussetzungen der freibäuerlichen Existenz in weiten Teilen Deutschlands untergraben worden sind und auf dem Umweg über kleinbäuerliches und Landarbeiterproletariat die industrielle Reservearmee und das Industrieproletariat der Städte entstanden sind<sup>70</sup>. Ebenso haben zweifellos die Vernichtung des Sparkapitals nach den beiden Weltkriegen und die großen Wirtschaftskrisen verheerende Folgen für die Eigentumsverteilung gehabt. Aber man hat m. E. bisher zu wenig beachtet, daß es ähnliche Katastrophen zu allen Zeiten gegeben hat und daß sich trotzdem, wenn nicht nackte

<sup>68</sup> Familie und Sozialreform, Schriften der Gesellschaft für Sozialen Fortschritt e. V., Bd. 4, Berlin 1955.

<sup>69</sup> Alva Myrdal, Nation and Family.

<sup>70</sup> Erich Preiser, Die Zukunft unserer Wirtschaftsordnung, Göttingen 1955, S. 26 f.

Macht es verhinderte, die Besitzverhältnisse immer wieder nach einiger Zeit auf eine gewisse Mittel- und Ruhelage eingespielt haben. Schon diese Überlegung sollte darauf hinlenken, daß irgendeine Dauerwirkung vorliegen müsse, die die Entstehung eines breit gestreuten Eigentums verhindert. Dazu kommt, daß heute nahezu von allen politischen Richtungen systematische wirtschaftliche und sozialpolitische Maßnahmen zur Eigentumbildung gebilligt und teilweise mit großem Kostenaufwand durchgeführt werden, ohne daß entsprechende Erfolge zu verzeichnen sind.

Versuchen wir also, die Bedingungen, unter denen das Eigentum und die Eigentumbildung heute stehen, an Hand einer konsequent durchgeführten Modellvorstellung zu durchleuchten!

Ausgangspunkt sei wiederum die durch Individualversicherung ergänzte Verkehrswirtschaft mit einer maximal gedachten Eigentumsstreuung, die sich über alle Größenordnungen erstreckt, d. h. eine geringe Anzahl von Großeigentum, verhältnismäßig viel Mittel- und sehr viel Kleineigentum umfassen soll. Gegenüber diesen Daten soll einzige Variable die Kinderzahl sein, d. h. die Kinderzahl soll im Verhältnis ihrer oben erläuterten Streubreite zwischen kinderlos und kinderreich über alle drei Besitzklassen relativ gleichmäßig, d. h. schichten und spezifisch verteilt sein. Wir wollen weiterhin davon ausgehen, daß das Aufwachsen und die Erziehung eines jeden Kindes das den Eltern zur Eigenverwendung zur Verfügung stehende Einkommen im Gesamtschnitt des Lebens um mindestens 10 % vermindert. Dieser Betrag ist eher zu niedrig als zu hoch gegriffen, denn die gegenwärtige durchschnittliche Lebensdauer von rd. 67 Jahren verteilt sich so, daß im Schnitt erheblich weniger als 40 Jahre auf Erwerbszeit, erheblich mehr als 10 Jahre auf Alter und vorzeitige Erwerbsunfähigkeit und wahrscheinlich weit mehr als 16 bis 17 Jahre auf reine, kostenverursachende Aufwuchs- und Ausbildungszeit entfallen. Vor Erreichen der Erwerbsfähigkeit liegt also ein gutes Viertel der gesamten Lebenszeit.

In Auswirkung des von Rowntree<sup>71</sup> beschriebenen wirtschaftlichen Lebenszyklus, auf dessen Einzelheiten weiter unten noch näher eingegangen werden soll, wird sich in der Regel die Fähigkeit zu neuer Eigentumbildung durch Sparen auf diejenige Lebensphase beschränken müssen, in der entweder keine Kosten für Kinder anfallen oder sogar zusätzliche Einnahmequellen durch Mitarbeit oder Mitverdienst unverheirateter Kinder zur Verfügung stehen. In den übrigen Zeiten wird dagegen eher eine Tendenz bestehen, mehr zu verbrauchen, als das Einkommen hergibt, d. h. also Ersparnisse anzugreifen.

---

<sup>71</sup> Benjamin S. Rowntree, *Poverty and Progress*, London 1951, S 160/1.



Nun kommen nach Keynes<sup>72</sup> beim einzelnen Menschen acht Beweggründe für Konsumbeschränkung in Betracht, nämlich

1. Rücklagebildung für Unvorhergesehenes
2. Einkommensausgleich zwischen Gegenwart und Zukunft
3. Genuß von Zinsen und Wertzuwachs
4. allmähliche Verbesserung der Lebenshaltung
5. Gefühle der Unabhängigkeit und Macht
6. geschäftliche Pläne
7. Hinterlassung eines Vermögens
8. bloßer Geiz.

Von allen acht Beweggründen lassen aber nur der 7. und mit Einschränkung noch der 5. und 8. erwarten, daß es tatsächlich zur Konsumeinschränkung bzw. zum Konsumverzicht und nicht nur zum Konsumaufschub kommt. Im Falle des Konsumaufschubs wird aber die Bilanz des Gesamtverbrauchs nicht vermindert, sondern eher noch erhöht sein.

In einer Gesellschaftsordnung, in der das Risiko von vorzeitiger Invalidität und Alter größtenteils durch Versicherung und aus ihr fließende feste Bezüge abgedeckt wird, bedarf es aber nun nicht mehr der Anstrengungen, die notwendig sind, um ein Vermögen als Grundlage von Dauerbezügen aufzubauen und ständig intakt zu halten. Damit entfällt der früher teilweise bis zur Neurose gesteigerte Zwang zur Sparsamkeit. Auf der anderen Seite entfällt auf Grund zahlreicher sozialer Einrichtungen auch weiterhin der Zwang, das Wohlwollen von Erben, die in der Vergangenheit im Falle von Krankheit und Siechtum die Pflege übernehmen mußten, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu erwerben und zu erhalten. Auch Vermögen, das dem Zwecke dienen soll, Erben gegenüber ein Lockmittel zu bilden, wie es früher fraglos sehr oft der Fall gewesen ist, hat unter diesen Umständen nahezu jeden Sinn verloren. Dazu kommt schließlich, daß die Rolle des Vermögens als Instrument der Machtausübung sehr stark durch andere Möglichkeiten, wie sie das politisch-parlamentarische System und das industrielle Management und last not least die Verbändebürokratie in reicher Fülle und Auswahl bieten, ergänzt, wo nicht weitgehend in den Hintergrund gedrängt worden ist. Ein stärkeres und nachhaltiges Interesse an der Vermögenstradierung kann daher heute in der Regel nur noch bei solchen Personen vorausgesetzt werden, die selbst Kinder haben<sup>73</sup>; und selbst bei ihnen hat der Wunsch, ihren leiblichen Erben Vermögen zu hinterlassen, seinen natürlichen Konkurrenten in dem entgegen-

<sup>72</sup> Zit. nach Michael Kröll, Ist der „Hang zum Sparen“ degressiv? Schmollers Jahrbuch, 75. Jahrg., 3. Heft, S. 1 ff.

<sup>73</sup> Max Weber, Der Sinn der „Wertfreiheit“ der Sozialwissenschaften, a.a.O., S. 295.

gesetzten Wunsch, Einkünfte und Vermögen in erster Linie der Verbesserung der eigenen Lebenshaltung und dem eigenen Geltungsstreben dienstbar zu machen. Gerade bei dem Geltungsstreben handelt es sich nun aber par excellence um einen jener Triebe, die von jeher auf das soziale Verhalten der Menschen stärksten Einfluß ausgeübt haben; denn der Mensch bestreitet einen Großteil seiner Daseinsfreude aus der Bestätigung und der Geltung, die er bei seinen Mitmenschen genießt, und es ist nicht von ungefähr, daß in demselben Maße, wie sich der größte Teil des bewußten Lebens aus der Intimität der Familie in das Blickfeld der Öffentlichkeit verlagert hat, auch das Prestige- und Geltungsstreben eine häufig geradezu krankhafte Übersteigerung erfahren hat. In brutaler Rücksichtslosigkeit, deren sich das autistische Denken des in der Masse vereinsamten Individuums häufig gar nicht mehr bewußt ist, wird seitdem versucht, den vorwiegend unter dem Gesichtspunkt einer wie immer gearteten Konkurrenz betrachteten Mitmenschen zu überspielen. Dieses Verhalten ist nahezu unabhängig davon, ob der Träger dieser Gesinnung von Natur gutherzig und edel oder roh und egoistisch ist, weil die Möglichkeiten seiner Verifizierung nahezu unbegrenzt sind. Viel wichtiger als die Unterschiedlichkeit der Charakterveranlagung ist es infolgedessen, daß anstelle einer begrenzten Zahl sittlich relevanter Entscheidungen, vor die die vorindustrielle Welt den Einzelmenschen in dem lebenslang gültigen, überschaubaren Bezugssystem von Großfamilie, Nachbarschaft und Gemeinde gestellt hatte, im modernen Lebensvollzug Tag für Tag eine unendliche Fülle individueller Wahlentscheidungen gefordert werden, die überhaupt nur deshalb abgewickelt werden können, weil sie sittlich relativiert sind und demzufolge größtenteils rein reaktiv verlaufen.

Es kann infolgedessen heute keine Rede mehr davon sein, daß „es für uns keines großen Scharfsinnes bedarf, die zerstörende Tendenz aller ausschweifenden Gewohnheiten für die Wohlfahrt der Gesellschaft zu sehen“<sup>74</sup>. Ebenso wenig können wir uns bei der Ausgestaltung unseres persönlichen Lebens in jedem Einzelfall noch etwas von „einer Rücksicht auf die Gefühle des angenommenen unparteiischen Beobachters, des großen Bewohners der Brust, des großen Richters und Schiedsherrn“ erwarten, der das Verhalten des Individuums in allen Einzelheiten überwacht, der genau registriert, „wenn wir im Laufe des Tages in irgendeiner Hinsicht von den Regeln abgewichen sind, die wir uns vorschreiben“, die uns „gleichmäßig die Pfade der Tugend, der Gerechtigkeit oder der schicklichen Wohltätigkeit einhalten lassen“<sup>75</sup>.

<sup>74</sup> Adam Smith, Theorie der ethischen Gefühle, S. 125.

<sup>75</sup> Desgl., S. 164.

Die traditionellen Erziehungsinhalte der Schule, der Kirche und, wo überhaupt noch als intakte Einheit vorhanden, des Elternhauses werden mehr und mehr von dem völlig in gegenläufiger Richtung zielenden Einfluß des öffentlichen Lebens überwuchert. An die Stelle der Furcht des Herrn, die in der Vergangenheit auch über den Handlungen des Alltags stand, ist der generell eingelebte Glaube daran getreten, daß die Bedingungen des Alltagslebens prinzipiell rationalen Wesens, d. h. der rationalen Erkenntnis, Schaffung und Kontrolle zugängliche menschliche Artefakte sind, mit denen man im Prinzip wenigstens rechnen, deren Verhalten man kalkulieren, von denen man sein eigenes Handeln auf eindeutige Erwartungen hin orientieren kann<sup>76</sup>. Aber „der Wilde weiß von den sozialen und ökonomischen Bedingungen seiner eigenen Existenz unendlich viel mehr als der im üblichen Sinne Zivilisierte“<sup>77</sup>.

Das Leben in der industrialisierten Gesellschaft verlangt also von seinen Teilnehmern Handlung und immer wieder Handlung, aber die einzelne Handlung gleicht in der Regel mehr oder weniger der Bedienung eines Handgriffs. Das Ergebnis der Millionen und aber Millionen winziger Handlungen mit den dazugehörigen Einzelfakten tritt infolgedessen an die Stelle weniger sittlich relevanter Einzelentscheidungen. Der auf höhere sittliche Ziele gerichtete Einzelwille hat auf wirtschaftlichem Gebiet das Feld geräumt, und an seine Stelle ist die „Marktbeobachtung“ getreten, die als statistische Größe erfaßt, was dem Planen und Handeln der Wirtschaft Ziel und Richtung weisen soll. Es ist daher auch kein Zufall, daß der Typ des Wirtschaftsführers alter Prägung ganz unmerklich dem Typ des Managers gewichen ist, der zwar auch noch oder gerade wieder mit höchster Machtvollkommenheit ausgestattet ist, der aber bezeichnenderweise meist nicht mehr Eigentümer, sondern Spitzenexponent eines teilweise bereits in weitestem Umfang bürokratisierten Apparates ist. Gleichzeitig wurde der Betrieb als solcher zur Eigenpersönlichkeit, hinter dem Besitzer und Funktionäre des Managements in den Schatten des Anonymen zurücksinken. Dem entspricht es auch, daß die Tätigkeit der Kapitalsammelstellen und die zentrale Kreditschöpfung immer sorgfältiger aufeinander integriert und ganz systematisch dahin ausgerichtet werden, mit ihrem Pulsschlag den Ablauf des Wirtschaftsprozesses krisenfest und stetig zu gestalten. Dieses verwirrende Geflecht nicht mehr überschaubarer Einzelaktionen verdichtet sich ständig. Es gleicht einer Isolationsmasse, die den Einzelmenschen im modernen Zivilisationsgetriebe von allen

<sup>76</sup> Max Weber, Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie, a.a.O., S. 150.

<sup>77</sup> Desgl.

Seiten umklammert. Es zwingt ihm genormte Reaktionsweisen auf, raubt ihm die Spontaneität von Denken und Tun und damit das echte Mitgefühl, trennt ihn vom Mitmenschen und verschleiert ihm zuletzt gänzlich den Blick für die Nöte seines Nächsten. Er sieht auf diese Weise weder die Not des alleinstehenden, mitunter völlig vereinsamten alten Menschen noch die vielfältigen Nöte des auf sich allein gestellten, nach Anlehnung und Vorbild suchenden jüngeren und schon gar nicht die der kinderreichen Mutter, die mit zerschrundenen Händen und wehen Füßen ohne Hilfe von früh bis spät schafft und hastet und nachts über unlösbaren Rechenaufgaben des Familienbudgets brütet<sup>78</sup>. Aber auch die Familie, deren Türen früher im geselligen Verkehr weit offen gestanden hatten, igelt sich notgedrungen ein, entzieht sich dadurch den heute mehr denn je erforderlichen Gemeinschaftspflichten und findet ihre Lebenserfüllung fast nur noch in der Kultivierung eines kleinfamiliären Gruppenindividualismus und -egoismus<sup>79</sup>. Jeder denkt nur noch an sich selbst, jeder ist sich selbst der Nächste. *Sauve qui peut* scheint die allgemeine Parole und das höchste Gebot menschlicher Klugheit zu sein.

Äußerlich so entgegengesetzte Erscheinungen wie die zerstörerischen Umtriebe und Krawalle der sog. Halbstarcken und die überfeinerte Aufwandkonkurrenz in modischen und beruflichen Ausstattungen gehen im Grunde genommen auf die gleiche Wurzel der Selbstdarstellung zurück und dienen letzten Endes nur der Übertönung innerer Leere und unbefriedigten Glückstrebens<sup>80</sup>.

Die riesigen materiellen Mittel, die die technische Zivilisation bereitwilligst ausschüttet und die zur Bildung von aus Verpflichtung gegenüber dem Nächsten empfundenem persönlichem Eigentum benutzt werden könnten, werden in rauschhafter Sinnlosigkeit zunehmend immer wieder in neue und in immer kurzfristiger werdende Genüsse und Sinnenreize umgesetzt<sup>81</sup>. Eine zu höchstem Raffinement und durchschlagender psychologischer Wirksamkeit gesteigerte Werbung, der die Masse Mensch hilflos ausgeliefert ist, sorgt dafür, daß immer neue Stimulantien jeder sich ankündigenden Ermattung der Kaufwünsche von vornherein zuvorkommen<sup>82</sup>.

In diesem Spiel, das immer gleichzeitig auch um die Erlangung materieller Vorteile und Vergünstigungen geht, wie es Mackenroth<sup>83</sup> am

<sup>78</sup> Wolfgang Metzger, Die Grundmauern zu Fröbels Haus, Blätter des Pestalozzi-Fröbel-Verbandes, Jahrg. 4 (1953), Heft 2, S. 34.

<sup>79</sup> Helmut Schelsky, Wandlungen der deutschen Familie . . ., S. 159 f.

<sup>80</sup> Wolfgang Metzger, a.a.O.

<sup>81</sup> Helmut Schelsky, Wandlungen der deutschen Familie . . ., S. 154.

<sup>82</sup> Desgl., S. 184.

<sup>83</sup> G. Mackenroth, Bevölkerungslehre, S. 466. — Ders., Die Reform der



Beispiel der Geschäftsspesen gezeigt hat, muß die Sorgeverpflichtung für mehrere Kinder, die ja nicht nur Geld kosten, sondern auch die Zeit ihrer Eltern ausfüllen, als größtes soziales Handikap wirken. Die mit dem immer wohlfeiler werdenden Überangebot der Genuß- und Vergnügungsmittel einhergehende ständige Verteuerung des starren Lebensbedarfes, wozu auch der Mangel und die Kostensteigerung häuslicher Hilfskräfte gehören, nimmt die begrenzten Mittel des Familienhaushaltes immer stärker und ausschließlicher in Anspruch. Um nicht allzu schmerzhaft in der allgemeinen Prestigekonkurrenz zurückzufallen, der vor allem die an Haus und Herd gebundene Mutter längst nicht mehr gewachsen ist, müssen alle verfügbaren Mittel eingesetzt werden. An Ersparnisse nennenswerten Umfanges ist unter solchen Umständen nicht zu denken, das Vermögen wird eher kleiner als größer, und jeder Versuch, die heillos schwache soziale Lebenssituation durch etwa möglichen Vermögensverzehr zu verbessern, stößt zudem völlig ins Leere, weil der Kinderlose und mit gewissem Abstand auch die Einkindehe noch viel weniger ernsthaften Hemmungen unterliegen, in der gleichen Weise zu verfahren, wobei ihnen zugute kommt, daß die Ausgaben sich nicht auf mehrere Menschen verteilen und infolgedessen einen ungleich höheren sozialen Effekt auslösen.

Die Versuchung, Vermögenswerte in den Verbrauch einzuschießen und sie schließlich ganz aufzulösen, wird um so größer sein, je kleiner das betreffende Vermögen und damit seine künftigen Ertragsaussichten sind. Sie wird also allenfalls dort eine untergeordnete Rolle spielen, wo es sich um große oder sehr große Vermögen handelt. Da in den hundert Jahren, die die Stein-Hardenberg'schen Reformen von der Weimarer Republik trennen, in Deutschland Einkommen und Besitz einerseits und Kinderzahl andererseits sehr stark negativ miteinander korreliert waren, erklärt sich unschwer der Verfall der kleinen und mittleren Vermögen. Er hätte auch ohne größere soziale Katastrophen, wenn auch sicher in sehr viel langsamerem Tempo zwangsläufig eintreten müssen, wenn auch die zu seinen Mitverursachern gehörenden hohen Grade der oben geschilderten Veräußerlichung, die nach Schelsky die „Angabe zum Laster unserer Zeit“ hat werden lassen<sup>84</sup>, im wesentlichen noch relativ jungen Datums sind.

Stellt man diese Ergebnisse exakter soziologischer und sozialpsychologischer Analysen gewissenhaft in Rechnung, so muß es als gänzlich aussichtslos erscheinen, daß die gegenwärtig praktizierten, ja nicht einmal die bisher diskutierten Methoden der Eigentumbildung einen

---

Sozialpolitik durch einen deutschen Sozialplan. Verhandlungen auf der Sonder-tagung des Vereins für Sozialpolitik, Berlin 1952, S. 59.

<sup>84</sup> Helmut Schelsky, Wandlungen der deutschen Familie, S. 233.

nennenswerten Erfolg erwarten lassen. Sie scheitern einfach an der Tatsache, daß jeweils immer zwei Drittel einer Generation von Eltern abstammen, die in ihrer Mehrzahl bereits durch die mit der Sorge für ihre Kinder verbundenen Leistungen wirtschaftlich und physisch erschöpft werden, während diejenigen, die die gebotenen Chancen und Möglichkeiten nutzen könnten, größtenteils nur an einer Konsumverschiebung und nicht an einem dauernden Konsumverzicht interessiert sind.

### Der zyklische Charakter der Wohlstandssituation

Um vollends deutlich zu machen, welchen schweren soziologischen und psychologischen Hindernissen die Eigentumbildung in der modernen Industriegesellschaft begegnet, sei hier noch etwas näher auf den sog. Rowntree-Zyklus eingegangen.

Rowntree<sup>86</sup> machte die Beobachtung, daß die Lebenshaltung des normalen Erwerbstätigen einen typischen Verlauf mit mehreren Wellentälern und -bergen aufweist. Die drei Wellentäler, three periods of oeconomic stress, entsprechen der Kindheit, wenn die elterliche Familie hohe wirtschaftliche Lasten für mehrere Kinder zu tragen hat, dem Teil des Erwerbsalters, in dem der Erwachsene nunmehr selbst für Kinder zu sorgen hat, und der Zeit nach dem Ausscheiden aus der Erwerbsarbeit. Ein Wellenberg liegt in der Zeit zwischen Eintritt ins Erwerbsalter und dem Ansteigen der Familienverpflichtungen, ein zweiter nach deren Ende, d. h. dann, wenn die Kinder mitverdienen oder wirtschaftlich selbständig geworden sind. Im ganzen folgt also der Rowntree-Zyklus genau der wechselnden Gruppierung marktaktiver und marktpassiver Glieder im Haushalt des Arbeitnehmers. Was ist daher psychologisch näherliegend, als daß der Jugendliche, sobald er dem Druck der Marktpassivität in der elterlichen Familie entronnen zu sein glaubt, sich den Verlockungen des Marktangebotes hingibt, zumal diese schon seit vielen Jahren pausenlos auf sein Bewußtsein eingetrommelt haben.

Hier ist ergänzend zu bemerken, daß dieser moderne Jugendliche in besonderer Weise gesamtconstitutionell stigmatisiert ist, d. h. eine besondere Widerstandslosigkeit gegenüber den Verlockungen des modernen Lebens aufweist. Dadurch ist er den psychischen Insulten der Werbung gegenüber weit wehrloser als der durchschnittliche Erwachsene. Es erhebt sich die Frage: „Ist hier bereits wieder die Umwelt am Werk? Das heißt, ist das, was wir Großstadtklima im weitesten, also auch im psychologischen Sinne nennen, mit seiner Häufung von Lichtüberflutung,

<sup>86</sup> Benjamin I. Rowntree, a.a.O.

von Lärmüberforderung und von Reizüberspannung, also das, was de Rudder<sup>86</sup> so treffend das Urbanisierungstrauma genannt hat, maßgeblich beteiligt? Diese Frage ist zu bejahen<sup>87</sup>. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ist also das merkwürdige Phänomen der Akzele-ration, bei dem körperliche und triebmäßige Frühreife mit moralischer und geistiger Reifeverzögerung zusammen fallen<sup>88</sup>, eine unmittelbare oder mittelbare Folge zivilisatorischer Reize. Zu alledem tritt noch als zusätzliches Stimulans die allgemeine Erotisierung, bzw. genauer gesagt die Libidinisierung der gesellschaftlichen Sitten und der Werbemethoden für zahlreiche Luxusgüter.

Das relativ hohe Einkommen vieler Jugendlicher bläht nun ihr Selbstbewußtsein in unnatürlicher Weise auf, während auf der anderen Seite der moralische Reifungsprozeß dadurch eher gefährdet und weiter verzögert wird. Das Stadium sexueller Sublimierung, das in der Vergangenheit stets für den Jugendlichen eine besondere Bedeutung gehabt hat, wird heute in der Regel übersprungen<sup>89</sup>, und zusammen damit bilden sich Vorstellungen einer Aufwand- und Genußnorm aus, die im Laufe des weiteren Lebens nur aufrecht erhalten werden können, wenn keine Anforderungen marktpassiver Familienangehöriger an das Individuum herantreten. Hieraus erklärt sich ohne weiteres das Desaster zahlreicher moderner Ehen: Beide Partner sind für die Aufgaben, die sie in Gestalt von Kindern erwarten, in keiner Weise gerüstet, aber weniger auf Grund eigenen moralischen Versagens oder gar eigener Minderwertigkeit, sondern weil sie überfordert sind. Die Schuld trifft die Gesellschaft, und in ihr wiederum diejenigen, die, obwohl sie die Möglichkeit dazu hätten, keine zielbewußte Abhilfe schaffen, sondern die Dinge einfach treiben lassen.

Hier liegen zu einem großen Teil die Ursachen jener hektischen Unruhe, die die moderne Gesellschaft ständig durchzuckt und nicht mehr zu Atem kommen läßt. Zu einer dauerhaften sozialen Befriedigung könnte also sicherlich nichts so sehr beitragen wie eine breite Eigentumsstreuung<sup>90</sup>. Die Eigentumsbildung müßte dazu aber aus der bisher üblichen Methode der Zirkelschlüsse herausgehoben werden. Sollen die Erträge des Eigentums den Familien vor allem dann zugute kommen, wenn die Kräfte der Familien durch die Pflege und Erziehung von Kindern besonders beansprucht werden, dann kann dieses Ziel

<sup>86</sup> Bernhard de Rudder, Die Gesundheit unserer Schuljugend. Ärztliche Mitteilungen, Heft 30 vom 21. Oktober 1955, S. 891 ff.

<sup>87</sup> Carl Bennholdt-Thomsen, Das gefährdete Kind unserer Zeit, Öffentlicher Gesundheitsdienst XVIII/6, September 1956.

<sup>88</sup> Desgl.

<sup>89</sup> Hugo Dahm, Die Partnerwahl, in: Geschlechtsleben und Gesellschaft, Beiträge zur Sexual-Pädagogik, herausg. v. H. Giese, Frankfurt a. M. 1955, S. 44 f.

<sup>90</sup> Oswald v. Nell-Breuning, a.a.O., Fußnote S. 36.

nur dadurch erreicht werden, daß die Eigentumsbildung irgendwie institutionell an die Familie anknüpft. Dazu ist erforderlich, daß die Mittel dazu dort abgeschöpft werden, wo sie heute nahezu ausschließlich destruktive Wirkungen ausüben. Das wäre auch insofern sinnvoll, als die von Max Weber als formale Konsequenz der reinen Verkehrswirtschaft aufgezeigten schweren systemeigenen Spannungen, die im Endergebnis — je formal freier, desto zwingender — zur Expropriation der Arbeiter von ihren Arbeitsstellen und Arbeitsmitteln und zur Aufrichtung der Herrschaft unpersönlicher, vordem unvorstellbar wirkungsvoller Disziplin führen<sup>91</sup>, mit den bisherigen Mitteln der Sozialpolitik wohl oberflächlich zugedeckt, aber nicht tatsächlich behoben werden konnten.

Aber man darf sich von solchen Maßnahmen nicht zu viel versprechen, keineswegs sind sie imstande, die zwischen Gesellschaft und Familie bestehende Dauerspannung generell zu überwinden. Der unter der Oberfläche schwelende Brand ist viel zu groß, als daß er vorwiegend mit einem solchen Behelfsmittel endgültig gelöscht werden könnte. Dazu muß das Problem der sozialen Gerechtigkeit neu aufgerollt und von Grund auf neu durchdacht werden.

### **Das Problem der sozialen Gerechtigkeit in der Industriegesellschaft**

Der Irrtum Adam Smiths, von dem wir ausgingen, besteht darin, daß er die Selbststeuerungskraft der Wirtschaft überschätzte. Aber im Gedankengebäude dieses großen Mannes liegen bereits die Ansatzpunkte dazu, diesen Irrtum wieder zu korrigieren; denn für Adam Smith stand die Wirtschaft nicht selbstherrlich im Raume, sie war ihm nicht Mittelpunkt, sondern dienendes Glied eines großen Ganzen, wie er denn auch seine Wirtschaftslehre nur als einen Teil der Moralphilosophie<sup>92</sup> betrachtete. Darauf gründete sich seine Überzeugung, daß „der weise und tugendhafte Mensch“ jederzeit damit einverstanden sein müsse, daß sein eigenes persönliches Interesse dem allgemeinen Interesse geopfert werde<sup>93</sup>. Darin sieht er nichts weiter als ein Gebot der Vernunft, es entspricht seiner Achtung vor der Gerechtigkeit. Den alleinigen Ursprung dieser Gerechtigkeit aber leitet er in Übereinstimmung mit seinem Freunde David Hume<sup>94</sup> aus dem Nutzen der Allgemeinheit her. Wenn nun allerdings Adam Smith der Nutzen der Allgemeinheit im größten Sozialprodukt pro Kopf der Bevölkerung gegeben schien.

<sup>91</sup> Max Weber, Freiheit und Zwang in der Rechtsgemeinschaft, a.a.O., S. 79.

<sup>92</sup> Adam Smith, Theorie der ethischen Gefühle, Einführung von H. Schachtel, S. 13 f.

<sup>93</sup> Adam Smith, a.a.O., S. 122 f.

<sup>94</sup> Desgl., S. 122 f.



so war das wiederum nur ein Ergebnis der zu seiner Zeit vorliegenden wirtschaftlichen Datenkonstellation. Es hatte nichts damit zu tun, Wertideen aus dem wirtschaftlichen Geschehen abzuleiten. Jeder Versuch, „durch unpräzises Ineinanderschieben von Werten verschiedenster Art sich um die Konflikte herumzutäuschen“<sup>95</sup>, lag ihm schon deshalb fern, weil er sich unumstößlichen Wertideen verpflichtet wußte. Dazu gehörte vor allem auch seine Überzeugung, daß der Mensch „eine natürliche Liebe zur Gesellschaft“ hat „und wünscht, daß die Vereinigung der Menschheit um ihrer selbst willen erhalten werden sollte, auch wenn er selbst keinen Vorteil aus ihr ziehen würde“<sup>96</sup>.

Ausgangspunkt und Ziel des gesamten wirtschaftlichen Systems ist für ihn daher auch in einer geradezu grandios anmutenden Selbstverständlichkeit die Familie. Er gibt von ihr und ihrem Wesen eine Darstellung, deren eindrucksvolle Klarheit kaum überboten werden kann<sup>97</sup>.

Seit den Zeiten Adam Smiths hat die Herauslösung der Wirtschaft aus dem Körper des „ganzen Hauses“ zur wirtschaftlichen Aushöhlung und Entleerung der Familie geführt. Ob zu Nutz und Frommen der Menschen, wie es dem Eudämonismus Benthams und John Stuart Mills im größten Glück der größten Zahl vorschwebte, sei hier dahingestellt. Auf jeden Fall war das Ergebnis der seitherigen Entwicklung nicht einer Erhöhung der menschlichen Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit und einer Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit von Nutzen. Allzu sehr hat dazu die Wirtschaft als abstraktes Prinzip alle Kräfte an sich gezogen und ihre Herrschaft über den Menschen in einer vordem unvorstellbar wirkungsvollen Disziplin aufgerichtet<sup>98</sup>. Der Mensch ist nicht Herr des wirtschaftlichen Geschehens geworden, sondern eher zu einem bedeutungs- und schwerelosen Adnex dieser Wirtschaft herabgewürdigt worden, in dessen Strahlungsbereich er hilflos treibt wie die Motte im Licht. Selbst wenn es also nur um die Wiedererrichtung der verlorenen Würde des Menschen ginge, müßte dieser Zustand behoben werden.

Es geht aber noch um anderes, es geht um den Ordnungscharakter der freien Wirtschaft selbst: Ohne Wiederherstellung der wirtschaftlichen Gleichberechtigung der Familie und der in ihrem Schoße heranwachsenden jungen Generation verliert sich die freie Wirtschaft auf der einen Seite mehr und mehr an Nichtigkeiten und Spielereien, auf der anderen aber gerät sie mit ihren immer weniger sinnvoll ausgelasteten Potenzen zwangsläufig in den Strudel machtpolitischer Interessen.

<sup>95</sup> Max Weber, Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher Erkenntnis, S. 196.

<sup>96</sup> Adam Smith, a.a.O., S. 123.

<sup>97</sup> Desgl., S. 273.

<sup>98</sup> Max Weber, Freiheit und Zwang in der Rechtsgemeinschaft, a.a.O., S. 79.

Beides läßt sich nur verhindern, wenn es gelingt, den Sinn der Wirtschaftsfreiheit neu zu fassen und ihm einen neuen Inhalt zu geben: Als Freiheit der gleichen Chance für die nachwachsende Generation. Voraussetzung dafür ist ein Durchringen zu jenen ganz großen Kaufkraftumlagerungen, wie sie Mackenroth im Auge hatte, als er in seinem Vortrag auf der Berliner Sondertagung des Vereins für Sozialpolitik im Jahre 1952 vom Familienlastenausgleich als der sozialpolitischen Großaufgabe des 20. Jahrhunderts<sup>99</sup> sprach. Nach seinen Worten werden wir auch deswegen früher oder später vor der Notwendigkeit stehen, unser Interesse und auch unsere Mittel in Politik und Sozialpolitik und Wirtschaft viel mehr auf unsere Jugend zu konzentrieren, weil uns sonst der Osten darin den Rang ablaufen wird<sup>100</sup>.

Die hier angeschnittenen Fragen und die damit zusammenhängenden Probleme werden Gegenstand einer besonderen Untersuchung sein.

---

<sup>99</sup> Gerhard Mackenroth, Die Reform der Sozialpolitik . . . , S. 58.

<sup>100</sup> Desgl.